

IZG OnZeit

Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums
für Geschlechterforschung (IZG)

IZGOnZeit Nr. 6 (2017)

BEITRÄGE

Geschlecht anders erforschen – mit erlebensbezogenen Interviews

Ulle Jäger & Tomke König

Es ist, als ob du mich schlägst. Das tragische Spiel um Scham, Schuld und Gewalt in Mela Hartwigs *Das Verbrechen*

Marijke Box

Der Gender Pay Gap in Europa

Alexandra Scheele & Andrea Jochmann-Döll

Gynäkologische und geburtshilfliche Versorgungssituation und -bedarfe von gewaltbetroffenen Schwangeren und Müttern mit Flüchtlingsgeschichte

Christiane Ernst, Ivonne Wattenberg & Claudia Hornberg

BERICHTE

VERANSTALTUNGEN

NEUERSCHEINUNGEN

VERSCHIEDENES

Impressum

© 2017 Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)
All rights reserved

Redaktion: Dr. Birgitta Wrede (IZG)
Layout: Anke Kubitzka (IZG)
Design: Grafikdesign Universität Bielefeld

www.izgonzeit.de
www.uni-bielefeld.de/izg
ISSN 2567-2045

Haftungsausschluss (Disclaimer)

Haftung für Inhalte: Die Inhalte dieser Onlinezeitschrift sind mit größter Sorgfalt erstellt. Für die Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität der Inhalte übernimmt die Redaktion jedoch keine Gewähr. Gem. §§ 5 und 6 Mediendiensteestaatsvertrag und gem. § 8 Teledienstegesetz sind wir für eigene Inhalte auf diesen Seiten nach den allgemeinen Gesetzen verantwortlich. Diensteanbieter sind jedoch nicht verpflichtet, die von ihnen übermittelten oder gespeicherten fremden Informationen zu überwachen oder nach Umständen zu forschen, die auf eine rechtswidrige Tätigkeit hinweisen. Verpflichtungen zur Entfernung oder Sperrung der Nutzung von Informationen nach den allgemeinen Gesetzen bleiben hiervon unberührt. Eine diesbezügliche Haftung ist jedoch erst ab dem Zeitpunkt der Kenntnis einer konkreten Rechtsverletzung möglich. Sollten irgendwelche Rechtsverletzungen zur Kenntnis gelangen, werden wir diese entsprechenden Inhalte umgehend von dieser Webseite entfernen.

Haftung für Links: Diese Webseite enthält Links zu externen Webseiten Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Verlinkung auf mögliche Rechtsverstöße überprüft. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine permanente inhaltliche Kontrolle der verlinkten Seiten ist jedoch ohne konkrete Anhaltspunkte einer Rechtsverletzung nicht zumutbar. Sollten irgendwelche Rechtsverletzungen zur Kenntnis gelangen, werden wir die entsprechenden Links umgehend von dieser Webseite entfernen.

Urheberrecht

Die Redaktion dieser Onlinezeitschrift ist bemüht, stets die Urheberrechte anderer zu beachten bzw. auf selbst erstellte sowie lizenzfreie Werke zurückzugreifen. Inhalte und Werke auf diesen Seiten unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Beiträge Dritter sind als solche entsprechend gekennzeichnet. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung der Autor_innen bzw. der Redaktion. Downloads und Kopien dieser Seite sind nur für den nicht kommerziellen Gebrauch gestattet.

Datenschutz

Soweit in dieser Onlinezeitschrift personenbezogene Daten (Name, Anschrift oder E-Mail-Adressen) erhoben werden, erfolgt dies auf freiwilliger Basis. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Ansicht der Redaktion wieder.

INHALTSVERZEICHNIS

EDITORIAL

Birgitta Wrede

BEITRÄGE

Geschlecht anders erforschen – mit erlebensbezogenen Interviews

Ulle Jäger & Tomke König 5

Es ist, als ob du mich schlägst. Das tragische Spiel um Scham, Schuld und Gewalt in Mela Hartwigs *Das Verbrechen*

Marijke Box 23

Der Gender Pay Gap in Europa

Alexandra Scheele & Andrea Jochmann-Döll 39

Gynäkologische und geburtshilfliche Versorgungssituation und -bedarfe von gewaltbetroffenen Schwangeren und Müttern mit Flüchtlingsgeschichte

Christiane Ernst, Ivonne Wattenberg & Claudia Hornberg 48

BERICHTE

Geschlechterverhältnisse verhandeln – arabische Frauen und die Transformation arabischer Gesellschaften

Heidemarie Winkel 61

Geschichte(n) erzählen in der Blogosphäre? Der Wissenschaftsblog „Migration and Belonging“

Levke Harders 66

Gender in der Informatik: BMBF-Verbundvorhaben GEWINN startet

68

Personalien

71

VERANSTALTUNGEN

Vortragsreihe des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG) 74

Genderpädagogik in der Jugendarbeit – ein Diskurs zwischen Forschung und Praxis 75

Multiple Modernities – Multiple Gender Cultures 78

Ergebnisse der Konferenz „Gender 2020“	86
Vernetzungstreffen Gender Studies NRW	88
“It’s time for our voices to be heard.” The Transgender Singing Voice Conference Holly Patch	90
Tagung: „Weggehen und Dableiben: Migration, Geschlecht und Religion“ Sarah Sobeczko	96
10 Jahre MA „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ an der Universität Bielefeld	100
Den Abschluss in der Tasche und dann? Gender Studies in der Praxis Sebastian Grieser	101
NEUERSCHEINUNGEN	103
VERSCHIEDENES	109

Editorial

Liebe Leser_innen,

wir freuen uns, Ihnen die erste Ausgabe von IZGOnZeit präsentieren zu können. Die Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG) erscheint ab sofort in einem neuen Format im Open Journal Systems (OJS) und löst die IFFOnZeit ab. Ausschlaggebend hierfür waren zwei Gründe: Aufgrund der Umbenennung des Zentrums war eine neue Titelgebung für dieses Publikationsorgan erforderlich. Eine Anpassung an Open-Source-Anforderungen war zudem schon länger geplant. Hierbei haben uns die Universitätsbibliothek Bielefeld, insbesondere Sebastian Wolf, und Peter Hoffmann vom Referat für Kommunikation der Universität Bielefeld maßgeblich unterstützt. Vielen Dank dafür!

Fortgesetzt wird die Zielsetzung der Onlinezeitschrift: Gerichtet ist sie an Leser_innen, die sich in den unterschiedlichen Kontexten mit Fragen der Geschlechterforschung beschäftigen. IZGOnZeit bietet eine Plattform zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Beiträge sowie aktueller Informationen über Aktivitäten und praxisorientierte Entwicklungen im Bereich der Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld und darüber hinaus. Hier gibt es zudem Raum für Beiträge mit Bezug zur Gleichstellungsarbeit.

In dieser Ausgabe finden Sie Beiträge mit verschiedenen Themensetzungen. *Ulle Jäger & Tomke König* entwerfen unter dem Titel „Geschlecht anders erforschen – mit erlebensbezogenen Interviews“ eine neue methodische Herangehensweise für die Geschlechterforschung. *Marijke Box* analysiert unter dem Titel „*Es ist, als ob du mich schlägst*“. Das tragische Spiel um Scham, Schuld und Gewalt in Mela Hartwigs *Das Verbrechen*“ die Erzählung einer lange vergessenen österreichisch-jüdischen Autorin, deren literarische Produktion dem Nationalsozialismus zum Opfer fiel. *Alexandra Scheele & Andrea Jochmann-Döll* fassen die Ergebnisse des EU-Projekts „Gender Pay Gap: New Solutions for an Old Problem“ zusammen, das in Zusammenarbeit mit Gewerkschaften, Gleichstellungsinstitutionen und anderen relevanten Akteur_innen in sechs Ländern innovative Strategien zur Verringerung des Gender Pay Gap entwickelt hat. *Christiane Ernst, Ivonne Wattenberg & Claudia Hornberg* beleuchten die gynäkologische und geburtshilfliche Versorgungssituation von gewaltbetroffenen Schwangeren und Müttern mit Flüchtlingsgeschichte.

Weitere Einblicke in das breite Feld der Geschlechterforschung eröffnen die darauf folgenden Rubriken u.a. mit Berichten über laufende und abgeschlossene Forschungsprojekte sowie über wissenschaftliche Veranstaltungen der Universität und der Fachhochschule Bielefeld. Zudem freuen wir uns, Wissenschaftler_innen mit Arbeitsschwerpunkten in der Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld und ausgewählte Neuveröffentlichungen vorstellen zu können.

Genau wie die Themenvielfalt im Bereich der Geschlechterforschung zeichnet sich auch der Umgang mit Sprache durch heterogene Vorgehensweisen aus. Daher sei zuletzt darauf hingewiesen, dass die Autor_innen der Aufsätze verschiedene Formen geschlechtergerechter Sprache nutzen und wir uns

bewusst gegen eine Vereinheitlichung entschieden haben. Ebenso haben wir auf eine Angleichung der in den unterschiedlichen Disziplinen üblichen Zitierweisen verzichtet.

Wir bedanken uns sehr bei den vielen Beiträger_innen zu dieser Ausgabe von IZGOnZeit und wünschen interessante Einblicke und spannende Anregungen!

Dr. Birgitta Wrede
Bielefeld, im August 2017

Geschlecht anders erforschen – mit erlebensbezogenen Interviews

Ulle Jäger & Tomke König

„Die Leiblichkeit sozialer Akteure ist die wesentliche Quelle sozialen Wandels, da das spürbare Betroffen sein von sozialen Umständen typischerweise der Auslöser dafür ist, handlungsaktiv zu werden und die Umstände zu ändern. (...) Unzufriedenheit ist ein leibliches Befinden“

Robert Gugutzer in einer neophänomenologischen Kritik an der Körperpraxeologie (2014, S. 102)

„Die realen Ursachen ihres Missbehagens oder ihrer Unzufriedenheit (...) können nur dann bewusst und damit auch explizit gemacht werden, wenn daran gearbeitet wird, die vergrabenen Dinge in jenen ans Tageslicht zu bringen, die diese Dinge erleben, aber nichts darüber wissen, andererseits jedoch mehr darüber wissen als irgend jemand sonst.“

Pierre Bourdieu in einem Nachwort zum „Verstehen“ in Das Elend der Welt (1997a, S. 796)

Mit der praxistheoretischen Wende in den Sozialwissenschaften wird die körperliche Dimension des Sozialen vermehrt zum Gegenstand theoretischer Überlegungen und empirischer Untersuchungen. Der Körper wird dabei vornehmlich als der beobachtbare Körper in den Blick genommen. Gleichzeitig wird die spontane, intuitive, vorreflexive, nicht kontrollierte Beteiligung des Körpers an sozialen Handlungen betont (Körper als Agens), prominent zum Beispiel in Bourdieus Verständnis des sozialen Sinns und im Konzept des Habitus (Bourdieu 1979). Dabei wird allerdings weder bei Bourdieu noch in den an seine Theorie der Praxis anschließenden Arbeiten ein körpertheoretisches Verständnis dieser Funktionsweise des Körpers entwickelt, der Körper bleibt auf die Weise eine Art Blackbox. Diese Leerstelle wird im Bereich der Körpersoziologie seit einiger Zeit kritisiert und inzwischen gibt es vielerorts Ansätze, die an genau dieser Stelle durch eine Einbeziehung der phänomenologischen Unterscheidung von Körper und Leib eine begriffliche Differenzierung vornehmen. So zum Beispiel Robert Gugutzer in seinen Arbeiten zu einer neophänomenologischen Grundlegung der Erforschung von Körper und Leib. Gugutzer formuliert seine Kritik an dem in der Praxeologie vorherrschenden Blick auf den Körper so: „(D)er Körper der Praxeologie ist der *sicht- und tastbare* Körper, nicht aber der spürende und spürbare Leib. (...) (D)ie Praxeologie (fokussiert) beobachtbare körperliche Bewegungen als kleinste Analyseeinheiten des Sozialen. Die leibliche Intentionalität des Körpers-als-Agens ist jedoch ebenso wenig beobachtbar wie leibliche Erfahrungen beobachtbar sind“ (Gugutzer 2014, S. 95, Hervorhebung im Original).

Eine weitere Lücke, die praxeologische Ansätze mit Bourdieu sowie mit einigen phänomenologischen Arbeiten teilen, ist der Fokus auf Fragen der Reproduktion sozialer Ordnung. Bislang wurden vor allem die Strukturgebundenheit des leiblichen Erlebens und die Historizität und Gesellschaftlichkeit von Affekten und Gefühlen aufgezeigt (Ahmed 2010; Maihofer 2014a). Der Leib wird in diesen

Studien als Raum oder Ort verstanden, an dem ein bestimmtes Körperwissen wirksam wird (Lindemann 1993). Und es wird angenommen, dass die Geschlechterordnung auch deshalb so resistent gegen Veränderung ist, weil sie in den Leibern materiell verankert ist. Dieser Fokus auf Persistenz ist wichtig, unseres Erachtens aber nicht ausreichend. Uns interessiert neben der Frage der Reproduktion immer auch die Frage nach Veränderung – vor allem in Bezug auf die binäre Geschlechterordnung. Spürbar sind nämlich nicht nur leibliche Regungen, die zu unserem Körpergeschlecht „passen“, auch der Unmut über die Geschlechterordnung und das Unwohlsein mit ihr äußern sich leiblich (Jäger 2004).

Unsere Überlegungen zu der Untersuchung von Geschlecht auf der Grundlage eines Verständnisses vom Körper als Leib, die auch von unserem Interesse an Veränderungsprozessen und Wandel motiviert sind, stehen an einer Schnittstelle verschiedener Disziplinen, allen voran Geschlechterforschung, (Körper)Soziologie und Philosophie. Sie schöpfen aus praktischen Erfahrungen, die wir in qualitativen Interviews und Beratungsgesprächen gesammelt haben. Und sie sind Zwischenergebnis eines professionellen und persönlichen Dialogs, den wir seit vielen Jahren miteinander führen und der vor langer Zeit in einer studentischen Arbeitsgruppe mit der Frage nach den Möglichkeiten gesellschaftlicher Veränderung begonnen hat. Was sind die Bedingungen dafür, dass soziale Akteur_innen den Tisch umwerfen, an dem gespielt wird, um damit dem Spiel ein Ende zu bereiten, anstatt immer nur um den Wert der eigenen Chips im Spiel zu kämpfen (Bourdieu 1997b, S. 38)?

Wir knüpfen mit dem Thema Leib an verschiedene Diskussionen rund um die Erforschung von Körper und Geschlecht an, in denen es um die Frage geht, wie Materialität in den Blick genommen werden kann, ohne von einer natürlichen Bestimmtheit von Geschlecht auszugehen (u. a. Maihofer 1995, 2015).¹ Unser zentrales Anliegen ist es, Geschlecht *anders* – nämlich erlebensbezogen – zu erforschen. Uns interessiert besonders, wie Individuen ihre Geschlechtlichkeit in ihrer ganzen Vielfalt und Widersprüchlichkeit (er)leben und wie sich neue Existenzweisen (Maihofer 1995) und neue Selbstverhältnisse im Spannungsfeld von Geschlecht, Alter, Klasse, ethnischer Herkunft, Krankheit/Gesundheit, Religion, ... zeigen. Aktuelle Studien zu Familie, Sexualität, Arbeitsteilung in Paaren oder auch zu Vatersein und Muttersein machen deutlich, dass Altes und Neues zurzeit nebeneinander bestehen (Maihofer 2014b). Maihofer bezeichnet diese paradoxe Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel als *das* Merkmal aktueller Geschlechterverhältnisse (2007). Sie durchzieht auch die Individuen selbst (König 2012). Um dieses Strukturmerkmal im Blick zu behalten, ohne einem Aspekt den Vorrang zu geben, braucht es theoretische Perspektiven und Methoden, die es erlauben, das Neue in der Geschlechterordnung zu sehen und empirisch beschreibbar zu machen. Hierfür möchten wir in diesem Text einen Vorschlag unterbreiten.

Das Neue jenseits der binären Ordnung sprachlich zum Ausdruck zu bringen ist schwierig, weil hierfür (noch) die Worte fehlen. Um das auszudrücken, was jenseits der hegemonialen Ordnung gespürt wird, ist es notwendig, über vorhandene, binär kodierte Begriffe und Konzepte hinauszugehen. An genau dieser Stelle schlagen wir vor, die Arbeiten des Philosophen Eugene T. Gendlin für die Geschlechterforschung zu nutzen. Gendlin hat sich zeitlebens mit der Frage beschäftigt, wie es

1 Auf diese Frage hat Gesa Lindemann bereits 1993 mit der Einführung des Leibbegriffes in die Soziologie reagiert (Lindemann 1993) und damit den Gegenstandsbereich um die Dimension des Leiblichen erweitert (Lindemann 2016).

möglich ist, etwas Neues zu sagen und dabei genau diejenigen Aspekte des eigenen Erlebens zum Ausdruck zu bringen, die innerhalb vorgegebener sprachlicher Strukturen nicht formuliert werden können. Er lokalisiert dabei mit dem Leib und dem leiblichen Erleben genau das als Quelle für neue Bedeutungen, was bislang hauptsächlich in Bezug auf die Reproduktion sozialer Ordnung thematisiert wird.

Gendlins Philosophie ist eine Philosophie des Impliziten. Die Suche nach einem passenden Ausdruck für das, was (noch) nicht gesagt werden kann, was implizit bereits spürbar ist, aber noch nicht expliziert und damit symbolisiert werden kann, steht im Zentrum seines Lebenswerkes. In der Auseinandersetzung mit dieser Frage entwickelt er ein unserer Ansicht nach einzigartiges Konzept des Körpers, den er als immer schon in Interaktion, Situation und Sprache und vor allem als *Prozess* versteht (Gendlin 1992, 2015). Damit bietet er theoretische Anknüpfungspunkte für die Frage danach, wie innerhalb einer bestehenden sozialen Ordnung überhaupt etwas Neues gesagt, gedacht und getan werden kann.

Für eine Exploration des leiblichen Eigensinns in qualitativen Interviews bietet sich Gendlins Werk insofern an, dass seine Theorie auch eine eigene Praxis umfasst. So hat er mit *Focusing* (Gendlin 1978) und *Thinking at the Edge* (Gendlin 2004a) zwei systematische und erlernbare Methoden der Gesprächsführung entwickelt, die sich auf qualitative Interviews übertragen lassen. Seine Anleitungen erlauben es, körperliches Erleben noch einmal anders zu erfassen und „etwas“ zur Sprache zu bringen, das sich an der Grenze von Sagbarem und Unsagbarem zuallererst körperlich bemerkbar macht. Das, worüber diejenigen, die es erleben, gleichzeitig nichts wissen und mehr wissen als irgendjemand sonst, wie Bourdieu es ausdrückt (Bourdieu 1997a, S. 796), erfasst Gendlin als etwas Körperliches. Und da dieser Bereich in bisherigen Theorien nicht gefasst und sprachlich noch nicht zum Ausdruck gebracht worden ist, hat Gendlin ein neues Wort dafür gefunden. Er nennt es einen *Felt Sense*.

Im Folgenden stellen wir zunächst die von Gendlin rund um den *Felt Sense* entwickelten Methoden *Focusing* und *Thinking at the Edge* vor. Dann übertragen wir diese Methoden der erlebensbezogenen Gesprächsführung auf qualitative Interviews zu Körper und Geschlecht. Das Ziel solcher Interviews ist es, die Vielfalt der Bedeutungen eigenleiblichen Erlebens von Geschlecht in empirischen Untersuchungen zur Sprache zu bringen und dabei aktuelle Veränderungen von geschlechtlichen Existenzweisen sichtbar zu machen. Im Vordergrund steht dabei, diese neuen Aspekte im eigenleiblichen Erleben von Geschlecht besser zu verstehen. Damit schließen wir an Bourdieus Konzept des Verstehenden Interviews an, so wie er es in seinem Spätwerk entfaltet hat (Bourdieu 1997a).

1. Denken wo Worte noch fehlen: *Focusing* und *Thinking at the Edge*

„Focusing nenne ich die Zeit, in der man mit etwas ist, das man körperlich spürt, ohne zu wissen, was es ist.“

Eugene Gendlin in Gendlin/Wiltschko 1999, S. 13

Als Philosoph formuliert Gendlin explizit den Anspruch, ein Konzept vom lebendigen Körper zu entwickeln, das Jenseits üblicher Dichotomien wie innen/außen, Subjekt/Objekt oder Natur/Kultur verortet ist. Er versteht Erleben nicht als rein innerlichen Vorgang, sondern immer als ein Erleben in Interaktion mit der Welt. Im Unterschied zu wissenschaftlichen Ansätzen, die Körper, Sprache und Situation in ihren Analysen getrennt voneinander denken, sind sie im erlebensbezogenen Denken eins. Das übliche Denken in Entitäten ersetzt Gendlin durch ein Prozess-Modell (Gendlin 2015). Hier entwickelt er sein Körperverständnis entlang einer Charakterisierung der Beziehung von Körper und Umwelt. Der lebendige Körper ist nicht von seiner Umwelt zu trennen, er ist immer Prozess und Interaktion, jede Veränderung in der Umwelt führt zu einer Veränderung des Körpers und seines Zustandes – und umgekehrt. Der Körper *ist* Situation. Damit überschreitet Gendlin auch die binäre Gegenüberstellung von Subjektivem und Objektivem.

„With the old concepts, people might say that Focusing is ‚subjective‘. But clearly, if the situation is carried in the body, then a felt sense is not subjective. Objective then? No, also not, since ‚objective‘ means the units and patterns to which science limits anything it studies. We could fashion a new sentence that is neither subjective, nor objective, nor both: The body *is* an interaction process with the environment, and therefore the body *is* its situations. The body isn't just a sealed thing here, with an external situation over there, which it merely interprets. Rather, even before we think and speak, the living body is already one interaction process with its situation. The situation is not out there, nor inside. The external ‚things‘ and the subjective ‚entities‘ are derived from one single life-interaction process (which they always bring along with them)“ (Gendlin 2004b, Hervorhebung im Original).

Gendlin interessiert sich als Sprachphilosoph für das Verhältnis von Sprache und Erleben (1991, 1997) sowie für Veränderung (Gendlin 1964, 1968). Wie ist es überhaupt möglich, etwas Neues zu sagen? In einer Pendelbewegung zwischen Philosophie und Psychologie und in einer Verbindung von Theorie und Praxis hat er eine Philosophie des Impliziten entwickelt. Dabei spielt seine Begegnung mit Methoden und Praxen personenzentrierter Gesprächsführung eine zentrale Rolle. Als Doktorand lernt er in den 1960er Jahren Carl Rogers, den Begründer des personenzentrierten Ansatzes, kennen. Auch für therapeutische Prozesse ist die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Veränderung relevant, und so beginnt über die disziplinären Grenzen hinweg eine enge Zusammenarbeit. Gendlin leitet eine umfangreiche empirische Untersuchung zu den Bedingungen von Veränderung in therapeutischen Prozessen, bei der ihm ein besonderes Selbstverhältnis bestimmter Patient_innen auffällt. Diejenigen, die während der Sitzungen immer wieder innehalten, sprachlich ins Stocken geraten und nach den richtigen Worten suchen, um das zum Ausdruck zu bringen, was für sie in diesem Moment wahrnehmbar, erlebbar ist, haben eine größere Aussicht auf Erfolg in ihrer Therapie oder, mit anderen Worten: auf Veränderung.

Diese Beobachtung bestärkt ihn darin, dem körperlichen Erleben und dem Innehalten, das notwendig ist, um mit diesem Erleben in Kontakt zu treten, einen besonderen Stellenwert beizumessen, so wie er es in seiner Philosophie bereits angelegt hat. Jedes Selbst, so führt er weiter aus, hat ein körperlich

spürbares Empfinden für das, was neben bereits formulierten Erkenntnissen in einer bestimmten Situation für es von Bedeutung ist, was aber noch nicht gesagt werden kann. Dieses körperliche Empfinden nennt Gendlin einen *Felt Sense*, eine gespürte Bedeutung. Er bezieht sich damit auf einen Grenzbereich zwischen bewusst und unbewusst und bietet zugleich ein Konzept dafür, diese binäre Unterscheidung zu überwinden. Der *Felt Sense* „ist die Schicht des Unbewussten, die wahrscheinlich als nächstes an die Oberfläche kommt. Dies wird zuerst körperlich gespürt, ist noch nicht bekannt oder geöffnet, noch nicht im ‚Vorbewussten‘“ (Gendlin 1998, S. 37). Dieses „dazwischen“ wird in der Freud’schen Psychoanalyse, mit der Gendlin sich ausführlich auseinandersetzt, nicht weiter erkundet: „Für diese Schicht hatte Freud keinen Begriff“ (Gendlin 1968). Und auch in der Alltagssprache wird dieser Bereich nicht explizit benannt. Den Prozess der Bezugnahme auf dieses Dazwischen nennt Gendlin fortan *Focusing* (1978), und er formuliert Anleitungen dazu, wie *Focusing* als ergänzende Methode in anderen, bereits bestehenden Therapierichtungen auch jenseits des personenzentrierten Ansatzes eingesetzt werden kann (Gendlin 1998).

Er beschreibt sechs idealtypische Schritte, die ermöglichen, dass ein *Felt Sense* entstehen kann: 1. einen inneren (Frei)Raum schaffen, 2. einen *Felt Sense* zu einem bestimmten Thema kommen lassen, 3. eine erste Symbolisierung, einen „Griff“, wie Gendlin das nennt, finden, 4. überprüfen, ob die Symbolisierung passt, 5. den *Felt Sense* befragen, in Dialog mit ihm treten, herausfinden, was er braucht und 6. abschließend würdigen, was sich gezeigt hat (Gendlin 1978). Diese Anleitungen formuliert er bewusst so, dass sie auch von nicht therapeutisch ausgebildeten Personen im Alltag zur Erkundung ihres Erlebens eingesetzt werden können. Insofern gehen wir davon aus, dass es im Rahmen der (sozialwissenschaftlichen) Methodenausbildung von Geschlechterforscher_innen möglich ist, diese Methode der Selbstexploration und Begleitung zu erlernen.²

Auf der Grundlage von *Focusing* entsteht in den 1990er Jahren eine zweite Methode, *Thinking at the Edge*, kurz: *TAE* (Gendlin 2004a; Gendlin & Hendricks 2004), die der systematischen Entwicklung neuer Sichtweisen und Begriffsverwendungen im wissenschaftlichen Kontext dient. Im *TAE* wird gezielt auf das persönliche, oft nur schwer artikulierbare Erleben konkreter Problemsituationen Bezug genommen, aus dem heraus die Entwicklung eigener, originärer Denkansätze und Ideen erfolgt. Dies wird in der Begleitung der Selbstexploration eines Gegenübers gezielt unterstützt. Für die Geschlechterforschung besonders interessant ist, dass dabei Widersprüche gezielt als Quelle der Veränderung verstanden werden. Zudem werden persönliche Erfahrungen in die Entfaltung des Neuen mit einbezogen. Das Gegenüber wird dazu eingeladen, wie im *Focusing* auf das eigene Erleben im Hier und Jetzt Bezug zu nehmen, das Neue, noch Unklare rund um ein Thema zu formulieren, dabei Widersprüchliches zuzulassen und mit Fallbeispielen zu arbeiten. Der eigene Wortgebrauch in Bezug auf dieses Neue und seinen Kontext wird spezifiziert, die verwendete Sprache wird eigensinnig gedeutet, indem danach gefragt wird, was üblicherweise unter einem bestimmten Begriff verstanden wird und was im Unterschied dazu dieser Begriff im je konkreten Kontext für die Person meint, um die es geht. Auch hier gehen wir davon aus, dass die 14 Schritte des *TAE* eine sinnvolle Ergänzung der Methodenausbildung von Geschlechterforscher_innen darstellen. Beides, *Focusing* und *Thinking at the Edge*, bietet sich zur detaillierten Exploration der Ebene des noch nicht Sagbaren in qualitativen Interviews an.

² Eine Anleitung zum *Focusing* in Kurzform findet sich unter *An Introduction to Focusing: Six Steps*, The International Focusing Institute, www.focusing.org/sixsteps.html.

Dazu ist es nach Gendlin notwendig, das körperliche Erleben genauer zu erkunden. Denn: „The language is part of culture and history, but the body is always freshly here again, and can say ‚no‘, even when culture and reason say ‚yes‘“ (Gendlin 2004b, S. 132). Im Anschluss an Wittgensteins sprachphilosophische Kernaussage, die Bedeutung eines Wortes sei sein Gebrauch in der Sprache, betont Gendlin, dass die Sprache selbst eine Kreativität in sich trägt, die „mehr-als-logisch“ ist. Das Neue lässt sich also nicht durch logische Schlüsse aus dem Alten ableiten. Gendlin versteht Sprechen als körperlichen Prozess, in dem sich das Neue zuallererst körperlich bemerkbar macht. Er beschreibt, dass es in lebendigen Prozessen immer „etwas“ gibt, das über die bereits vorhandenen Konzepte und sprachlichen Möglichkeiten hinausgeht und körperlich als *Felt Sense* wahrgenommen werden kann. Im Unterschied zu verschiedenen dekonstruktivistischen Ansätzen insistiert er darauf, dass der Körper zwar immer in Sprache und in Situation ist, gleichzeitig aber nie in den bereits existierenden sprachlichen Konzepten aufgeht. Der Körper ist Teil einer symbolischen Ordnung und er ist mehr als diese symbolische Ordnung. Er ist Ort eines leiblichen Eigensinns.

Erlebensbezogenes Denken im Sinne Gendlins ist vor allem dann einsetzbar, wenn Probleme nicht mehr innerhalb bestehender Paradigmen aufgelöst werden können, wenn etablierte Paradigmen sich so verfestigt haben, dass sie der Formulierung neuer Einsichten im Wege stehen. Wir schlagen vor, die zweigeschlechtliche Ordnung als ein solches Paradigma zu verstehen: Etwas, das auf der Ebene des Erlebens für Frauen und Männern bereits spürbar relevant für ihre geschlechtlichen Existenzweisen ist, kann noch nicht ohne weiteres gesagt werden. Die Geschlechterordnung selbst bewegt sich sozusagen „at the edge“. Die in *TAE* zugrundeliegende Unterscheidung zwischen dem Sagbaren und dem noch nicht Sagbaren ist an dieser Stelle hilfreich. So stellt Heinke Deloch, die als eine der ersten Gendlins Werk im deutschsprachigen Raum in der Philosophie rezipiert hat, fest: Es geht um „bedeutungsvolle Erlebensanteile, die aufgrund der herrschenden Denk- und Sprachkonventionen bislang nicht adäquat in Worte gefasst werden können“ und in denen „wir um Worte ringen für das, was wir aufgrund unserer komplexen Erfahrungen als bedeutsam erleben, was aber mit den etablierten Routinen nicht sagbar ist“ (Deloch 2010, S. 270).

Dieses Potential des Körpers, etwas zu empfinden, was durch die bestehende symbolische Ordnung noch nicht oder zumindest nicht im hegemonialen Diskurs abbildbar ist, wird in der Geschlechterforschung bislang vornehmlich mit Bezug auf queere und transgener Körperpraxen, Seinsweisen und Begehrensrelationen thematisiert. Die Kontingenz der zweigeschlechtlichen Ordnung ist vielfach anhand von Existenzweisen sichtbar gemacht worden, die explizit jenseits des Binären verortet sind (Butler 1991). Auch das einzig uns bekannte Beispiel für eine empirische Untersuchung, die systematisch mit einem „etwas“ arbeitet, das in den Interviews auftaucht und für die Befragten sprachlich zunächst schwer zu fassen ist, stammt aus diesem Bereich. So verwendet Schirmer in einer mikrosoziologischen Untersuchung von Praxen des Drag Kinging den Begriff des „etwas“ gezielt als Instrument der Analyse der Interviews. Im Material finden sich Momente, „in denen um treffende Bezeichnungen gerungen wird (...) oder in denen in einer Weise von ‚es‘ oder ‚etwas‘ gesprochen wird, die keine klare Referenz dieser Verweise impliziert“ (Schirmer 2010, S. 69). Schirmer fasst dieses „etwas“ konzeptionell ähnlich wie Gendlin als „Grenzbereiche des (möglichen) Wirklichen“ und als „das, was sich einer begrifflichen Fixierung, einer Repräsentation im ‚Wirklichen‘ bzw. als Wirkliches zunächst entzieht, aber dennoch als existent erscheint bzw. erfahren wird“ (ebd.). Ähnlich wie bei Gendlin wird der Blick so auf etwas gerichtet, das sich bereits zeigt, ohne schon ganz

klar zu sein, das gleichzeitig schwer artikulierbar und bedeutsam ist. Auch Schirmer betont, dass es sich hierbei um „etwas“ handelt, das unter bestimmten Bedingungen seinen Weg in die Sprache finden und somit wirklich werden kann. Das, was bei Gendlin als das noch nicht Sagbare gefasst wird, bezeichnet Schirmer als das an den Rändern sprachlicher Repräsentationsmöglichkeiten Angesiedelte.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass das Neue, noch Unklare, lediglich körperlich Wahrnehmbare auch dann aufscheint, wenn nicht gezielt danach gefragt wird. Unabhängig von der Methode wird es in allen Interviews Passagen geben, in denen nach Worten gesucht, gestammelt, innegehalten, etwas gespürt und auch versucht wird, dieses „etwas“ zum Ausdruck zu bringen. Schirmer geht solchen Passagen in der Auswertung systematisch nach, das etwas wird als „kleines heuristisches Instrument“ benutzt (Schirmer 2010, S. 69), um die Grenzbereiche des (möglichen) Wirklichen in den Blick zu nehmen. Im erlebensbezogenen Interview geschieht das bereits *in der Interviewsituation selbst*. Dabei kann die Aufmerksamkeit, die Schirmer auf „Überschüsse, Ränder und Ausschlussmechanismen dessen, was sich als ‚wirklich‘ zu qualifizieren vermag“ (ebd., S. 17) lenkt, auch auf eindeutig identifizierte Frauen und Männern übertragen werden. Hier ist es weniger offensichtlich, dass es auch um Körperpraxen und Erfahrungen des geschlechtlichen in-der-Welt-Seins jenseits des Binären gehen kann. Insofern besteht bei der Artikulation hier – im Unterschied zu alternativen geschlechtlichen Seinsweisen – eine Tendenz, vom binären Muster abweichende Erfahrungen, Praxen, Körperstile und Selbstverhältnisse wieder in die binäre symbolische Ordnung einzusortieren. Eindeutig identifizierte Frauen und Männer sind nicht notwendigerweise mit einer expliziten Suchbewegung nach anderen geschlechtlichen Seinsweisen befasst. Insofern bedarf es seitens der interviewführenden Person gerade hier einer besonderen Aufmerksamkeit für Verweise auf das Neue.

In Gendlins Werk gibt es verschiedene Stellen, an denen er Geschlecht und Geschlechterverhältnisse als Beispiel für eine Umbruchsituation nennt, in der die alten Muster nicht mehr ohne weiteres funktionieren: „Being a parent today, for example, doesn't work if we try to do it as our parents did, yet no other form is established for us to follow. We have to make it up as we go along“ (Gendlin 1978, S. 184). Rund um geschlechtliche Seinsweisen gibt es Definitionen, Rollen, Fachbegriffe, Kategorien, Konventionen, Gefühle, die explizit/bekannt/leicht sagbar sind. Bezogen auf ein je konkretes Geschlecht in einer bestimmten Situation, auf *ein eigenes Geschlecht* kann es aber „etwas“ geben, das mit dem Expliziten nicht gefasst werden kann, ein ungutes Gefühl, eine Unstimmigkeit, die implizit spürbar, wahrnehmbar ist, die das Selbst aber noch nicht oder nicht genau zum Ausdruck bringen kann. Oder auch ein wohliges Gefühl, etwas, das gut tut, ohne dass schon gesagt werden könnte, was genau es ist. Hier sind Umdeutungen gefragt, oder, wie Gendlin das nennt, „frische“ Formulierungen, die das vorantragen, was an dem eigenen, einzigartigen, neuen, anderen Erleben von Geschlecht zum Ausdruck gebracht werden soll (Gendlin 2004b).

Wie schon Rogers geht auch Gendlin davon aus, dass jeder Mensch in sich die Fähigkeit besitzt, sich selbst stimmig zu entwickeln. Das fasst Rogers mit dem Konzept der Aktualisierungstendenz, die auch die Entwicklungsrichtung vorgibt. Diese ist nach Rogers organismisch verankert. Damit nimmt er Bezug auf den Körper, organismisch meint aber nicht natürlich im Sinne einer vorgegebenen natürlichen (zum Beispiel zweigeschlechtlichen) Ordnung. Die Stimmigkeit der Entwicklungsrichtung

kann nur von der jeweiligen Person selbst überprüft und bestätigt werden. Gendlin übernimmt dieses Konzept. Sein Körperbild und sein Prozess-Modell, in dem er Körper, Situation und Sprache als eins begreift, erlauben es, das Organismische an der Aktualisierungstendenz noch einmal genauer zu fassen. So wird im *Focusing* die Stimmigkeit einer Symbolisierung mit Bezug auf das eigene Erleben überprüft. Wenn es eine Kongruenz von Körpererleben und Symbolisierung gibt, ist etwas zu spüren, das Gendlin als *Felt Shift* bezeichnet, ein körperliches „Ja, so ist es!“, das auch oft mit von außen sichtbaren Reaktionen wie Ausatmen, Entspannen, Lächeln, einem Loslassen des gesamten Körpers verbunden ist.

Mit *Felt Sense* und seinen Veränderungen (*Felt Shift*) wird das Spannungsverhältnis zwischen dem Strukturgebundenen, wie Gendlin das nennt, und der Aktualisierungstendenz sichtbar. Auch rückblickend kann so in Bezug auf eine bestimmte Situation exploriert werden, wie ein Gegenüber sich in Bezug auf diese Situation als Ganzes fühlt, welche Ambivalenzen spürbar sind, welche Impulse zur Veränderung spürbar werden, was einen davon abhält, diesen Impulsen zu folgen, und was einen dabei unterstützt, den eigenen Entwicklungswünschen Raum zu geben. Wie beim *Thinking at the Edge* geht es darum, mit Worten mehr zu sagen, als die Worte bislang sagen können, in unserem Fall bezogen auf das Thema Geschlecht. *TAE* als Methode hilft dabei, das Gegenüber auf der Suche nach Worten zu begleiten, die sich in Resonanz mit der körperlichen Empfindung befinden. Oftmals ist hier zunächst ein Umweg über einen metaphorischen Sprachgebrauch notwendig („Das ist irgendwie so wie ...“). In der ersten Phase von *TAE* geht es darum, die Sprachbarriere zu durchbrechen, um das Neue zu symbolisieren. Wichtig ist, dass Gendlin die implizite Bedeutung nicht als vor- oder außersprachlich versteht. Der Körper ist immer schon in der Sprache, und gleichzeitig ist er mehr als das, was sprachlich bereits konzeptionell gefasst ist:

„The implicit meaning does not exist before or without language. In animals the inwardly sensed body exists before language. But the human body is never before language. But the implied meaning is not the result only of language. The relation of language to the body is more intricate than just with or without. Your body understands well the language and the phrases it rejects. But it can generate a bodily implying that goes beyond what the already-shared common meanings could imply. The body knows the language, and it always moves on freshly again, beyond the already existing meanings“ (Gendlin 2004b, S. 132).

Gendlin sagt damit nicht, der Bauch wisse es besser. Er plädiert dafür, eine Verbindung zwischen Bauch und Kopf herzustellen, die im wissenschaftlichen Diskurs und im westlichen Denken aufgelöst worden ist. Der Körperpsychotherapeut Ulfried Geuter betont mit Bezug auf Gendlin, dass der Körper nicht „die Wahrheit mitteilen würde“: „Es geht in der Therapie daher nicht darum, das Körpergefühl höher zu bewerten als die Gedanken, sondern es als Quelle des Selbsterlebens zu nutzen und zu einer Kongruenz zu kommen, bei der ein Mensch sagen kann: ‚So ist es!‘“ (Geuter 2015, S. 99). Ein Gefühl von Stimmigkeit stellt sich aber nur ein, wenn Gedanken und Körper miteinander kongruent sind. Der zentrale Punkt ist: Wann diese Kongruenz erreicht ist, kann nur die Person selber spüren und sagen. „Der Körper lässt sich nicht lesen wie eine Sprache, und wir können die Bedeutung von Körperempfindungen nicht in einem Lexikon nachschlagen“ (ebd.). Aber es ist möglich, Menschen (Interviewte, Klienten) bei dem „Prozess des Erkundens“ (ebd.) zu begleiten.

2. Das Neue im Interview erkunden – und verstehen

Gendlin geht davon aus, dass alle Menschen anhand von konkreten Anleitungen lernen können, inne zu halten und in Kontakt mit einem *Felt Sense* zu treten. Und diejenigen, die *Focusing* beherrschen, können andere dabei begleiten, ohne dass diese die dahinterliegenden Konzepte kennen müssen. Wenn man diese Methode kennt, ist es auch im Interview möglich, die Aufmerksamkeit eines Gegenübers auf einen *Felt Sense* zu lenken, ohne diesen Begriff zu benutzen und zu erklären. Die interviewführende Person kann ihr Gegenüber dazu einladen, weiter bei einem (spontan entstandenen oder gezielt eingeladenen) *Felt Sense* zu verweilen, diesen zu erkunden und das Neue in Bezug auf Geschlecht sein/Frau sein/Mann sein/... rund um diesen *Felt Sense* zum Ausdruck zu bringen/zu explizieren (Jäger 2016).

Der Bezug auf Methoden der Gesprächsführung aus dem Bereich Therapie und Beratung ist in sozialwissenschaftlichen Kontexten nicht unumstritten, da hier zu stark die affektive Ebene angesprochen werde (z. B. Helfferich 2004). Mit der Thematisierung des Körpers als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Ansätze wird diese Ausgrenzung des Affektiven jedoch zunehmend problematisiert. Da die Dimension des Fühlens für Selbstverhältnisse und Geschlecht konstitutiv ist, ist es bei der Erforschung von Frau sein und Mann sein sehr wahrscheinlich, dass emotional „etwas aufgerührt“ wird, wie Helfferich das nennt. So gesehen kann es auch ein ethisches Problem sein, auf diese Reaktionen *nicht* einzugehen und das Gegenüber damit allein zu lassen. Bourdieu spricht in Bezug auf diese Haltung der Soziologen von symbolischer Gewalt (Bourdieu 1997a). Eine abstinente Haltung der interviewführenden Person kann als Desinteresse wahrgenommen, im schlimmsten Fall als verletzend empfunden werden. Und es kann sein, dass Befragte sich verschließen, wenn jemand ihnen so begegnet. Besonders dann, wenn gleichzeitig die Einladung ausgesprochen wird, ich möchte doch bitte ganz offen über mich, mein Leben als Frau, als Mann, als Trans, als ... und über damit verbundene, oftmals intime oder persönliche Themen sprechen. Zumindest werde ich bestimmt nicht das ansprechen, was mir selbst noch nicht ganz klar oder widersprüchlich ist. Aspekte des Wandels bleiben so unaussprechlich und unausgesprochen.

In Bourdieus Text zum *Verstehen* in Interviews (1997a) finden sich methodische Anregungen, die sich zwar nicht explizit auf personenzentrierte und erlebensbezogene Gesprächsführung beziehen, die aber mit einer solchen Vorgehensweise durchaus kompatibel sind. So wird davon gesprochen, dass es darum geht, das Gegenüber im Interview dabei zu unterstützen, etwas für sich selbst Relevantes zum Ausdruck zu bringen. Die interviewführende Person macht Angebote, ohne etwas aufzuzwingen, sie formuliert Vorschläge und sie unterstützt die Suche nach dem richtigen Ausdruck. Bourdieu betont, dass es hier nicht um Neutralität, sondern um Anteilnahme geht. Das vorab erworbene Wissen über die Untersuchten und ihre Lebensbedingungen versetzt die Soziolog_innen zwar in die Lage, sinnvolle Fragen zu stellen. Aber die ungeteilte Aufmerksamkeit für ihr Gegenüber sowie eine „hingebungsvolle(n) Offenheit“ (ebd., S. 787) sind zentrale Bedingung dafür, dass die Befragten etwas Relevantes über sich erzählen.

„Auch wenn der Soziologe von seinem Interviewpartner gesellschaftlich noch so weit entfernt ist, kann es ihm dennoch das Gefühl geben, mit gutem Recht das zu sein, was er ist, wenn er ihm durch seinen Tonfall und vor allem durch den Inhalt seiner Fragen vermittelt, dass er sich gedanklich in ihn hineinversetzen kann, ohne jedoch dabei so zu tun, als bestehe die gesellschaftliche Distanz zwischen ihnen nicht“ (Bourdieu 1997a, S. 786).

Ganz ähnlich wie in der personenzentrierten Gesprächsführung schlägt Bourdieu das Wiederholen und die Bestätigung dessen vor, was man gehört hat. Die Forscher_innen machen durch ihre stets offenen und vielfältigen Fragen Angebote, die die Befragten dazu anregen, bislang „zurückgehaltene und unterdrückte Erfahrungen und Gedanken“ (Bourdieu 1997a: 792) zur Sprache zu bringen.

„(...) indem er ihm Alternativen eröffnet, die ihn dazu bringen oder es ihm erlauben, sein Unbehagen, seine unerfüllten Bedürfnisse und Wünsche zur Sprache zu bringen, die er manchmal erst durch dieses Zur-Sprache-Bringen entdeckt, trägt er dazu bei, die Bedingungen für das Zustandekommen eines außergewöhnlichen Diskurses zu schaffen, der sonst nie hätte gehalten werden können, aber dennoch bereits da war und nur auf günstige Umstände wartete, um sich zur Geltung zu bringen“ (Bourdieu 1997a, S. 791).

Dieser außergewöhnliche Diskurs kommt vor allem durch eine besondere Haltung zustande. Die Beschreibung Bourdieus entspricht dem, was im personenzentrierten Ansatz mit den Stichworten wertschätzend, empathisch, kongruent und ergebnisoffen gefasst wird. Bourdieu betont eine „Haltung des sich rückhaltlos der befragten Person Zur-Verfügung-Stellens, des sich der Einzigartigkeit ihrer besonderen Geschichte Unterwerfens – was durch eine Art mehr oder weniger kontrollierten Effekt der Anpassung dazu führen kann, deren Sprache anzunehmen und sich ihrer Sichtweisen, Gefühle und Gedanken zu eigen zu machen“ (ebd., S. 782). Die „Konversion des Blicks“ und die Offenheit gegenüber den Untersuchten, die diese so nimmt, wie sie sind, sei „eine Art intellektueller Liebe“ (Bourdieu 1997a: 789).

3. Elemente erlebensbezogener Gesprächsführung

Vor diesem Hintergrund schlagen wir vier Dimensionen vor, in denen Elemente einer personenzentrierten und erlebensbezogenen Gesprächsführung im Interview eingesetzt werden können.

3.1 Das Unklare willkommen heißen

Ziel des erlebensbezogenen Interviews ist es, neue, oft noch flüchtige, unklare Ideen und sprachlich schwer fassbare Impulse für Neues rund um das Thema Geschlecht zum Ausdruck zu bringen. Gleich zu Beginn des Interviews wird die befragte Person deshalb gefragt, ob es für sie in Ordnung ist, wenn im Gespräch das individuelle Erleben einbezogen wird. Da das Neue oftmals der Selbstkritik unterliegt oder aus anderen Gründen schnell wieder aufgegeben wird, ist es wichtig, als Begleitperson eine Haltung einzunehmen, die den leicht störbaren Prozess durch aufmerksames und aktives Zuhören begleitet. Darüber hinaus ist es hilfreich, wenn das Unklare aktiv und explizit eingeladen wird, wenn die interviewführende Person also deutlich signalisiert, dass es völlig in Ordnung ist, auch unklare Ideen und zunächst vielleicht verrückt anmutende Impulse zum Ausdruck zu bringen.

Bourdieu denkt methodisch in eine ähnliche Richtung, wenn er die Soziologen als „Geburtshelfer“ bezeichnet, die dabei unterstützen, vergrabene Dinge ans Tageslicht zu bringen. Wenn es gelingt, so die Erfahrung von Bourdieu in *Das Elend der Welt*, durch Wertschätzung und Empathie eine außergewöhnliche Gesprächssituation herzustellen, wird diese von den Befragten als „Selbstanalyse“ genutzt. Es sei für sie dann eine „besondere Gelegenheit“, bei der sie „ihre eigene Sichtweise von sich selbst und der Welt“ explizieren können und sich Fragen über sich selbst stellen. Im Interview finde dann manchmal „ein klärendes und aufdeckendes Abarbeiten“ statt, das „gewinnbringend und schmerzhaft zugleich“ sein kann. „Manchmal kamen dabei lange zurückgehaltene und unterdrückte Erfahrungen und Gedanken mit einer unglaublichen Ausdruckskraft zur Sprache“ (Bourdieu 1997a, S. 792). Die Forschenden achten dazu auch auf die körperliche Kommunikation. Sie nehmen Körperhaltung, Mimik, spontane Bewegungen, Atmung, Blick, Klang der Stimme und andere körperliche Reaktionen ihres Gegenübers aufmerksam wahr und sprechen diese je nach Kontext offen an. Auch die eigene körperliche Resonanz der forschenden Person auf das, was im Gespräch zum Ausdruck kommt, kann gespürt und eventuell angesprochen werden.

3.2 Den Bezug auf das Erleben im Gespräch erkennen

Um das eigene Gespür für den Erlebensbezug zu schärfen, ist es hilfreich, zwischen unterschiedlichen Arten des Sprechens über sich selbst zu unterscheiden. Gendlin hat dazu gemeinsam mit Kolleg_innen die so genannte *Experiencing Scale* entwickelt. Dieses Modell umfasst sieben Stufen unterschiedlicher Bezugnahme auf das eigene Erleben im Sprechen, die von einer gänzlich unpersönlichen, oberflächlichen, abstrakt-intellektuellen Art des Redens über einen mittleren Bereich mit dem Ausdruck von Gefühlen und eigenen Erfahrungen bis hin zur gezielten Erkundung des eigenen Erlebens im Hier und Jetzt als Bezugspunkt für Problemlösungen und das eigene Selbstverständnis reichen. Dieses Konzept kann der interviewführenden Person dazu dienen, vor, während und nach dem Interview eine genauere Einschätzung des Erlebensbezugs zu bekommen.

Merkmale des spontan stattfindenden Erlebensbezugs wurden bereits genannt: Das Gespräch gerät ins Stocken, das Gegenüber sucht nach Worten, insgesamt findet eine Entschleunigung statt, und oftmals werden zunächst metaphorische Ausdrücke gewählt, um das, worum es geht, zu benennen. Diese Möglichkeiten möchten wir an einem Beispiel erläutern. Grundlage ist ein Interview, das ohne expliziten Erlebensbezug geführt wurde (König & Wojahn 2016). Eine Mutter, die einige Tage in der Woche nicht bei ihrer Familie ist, weil sie zu ihrem Arbeitsort pendelt, beschreibt mehrfach, dass sie sich nach dem Wechsel von der Arbeit ins familiäre Umfeld „wie eine Hülle“ fühlt. Dieser Ausdruck wird im Interview nicht weiter in seiner genauen Bedeutung für das Frausein im Spannungsfeld zwischen Beruf und Familie erkundet. Im *Focusing* wäre dies ein Ansatzpunkt für eine Exploration. Die befragte Mutter könnte zu einem *Focusing* rund um diesen Begriff „wie eine Hülle“ eingeladen werden. Dabei würde allerdings nicht genauer auf das Problem geschaut, sondern auf das Neue, das rund um das Thema Vereinbarkeit für diese Frau von Bedeutung ist. Die Befragte könnte darin begleitet werden, das Thema und all das, was für sie damit zusammenhängt, noch einmal frisch zu formulieren, und zwar so, wie es gerade aktuell für sie relevant ist. Wenn es gelingen würde, einen frischen *Felt Sense* einzuladen, könnte sich über den Prozess des körperbezogenen Explorierens auch ein *Felt Shift* einstellen und die Symbolisierung einer ersten Idee dazu, wie es sich verändern könnte, um gut zu sein.

3.3 Das Gegenüber zu einer genaueren Erkundung einladen

Im Gespräch kann immer wieder danach gefragt werden, was das Gegenüber körperlich empfindet, während es über etwas berichtet. Auch nach Gesprächspausen kann auf das Erleben Bezug genommen werden. Zur Verlangsamung des Gesprächs können wichtige Ausdrücke wiederholt und Schlüsselwörter und besondere Formulierungen zurückgesagt werden. Damit wird zum einen ausgedrückt, dass man gehört hat, was gesagt wurde. Zum anderen kann es sein, dass das Gegenüber bei dem angesprochenen Aspekt bleibt und ihn vertieft oder weiter differenziert. Auch Bourdieu betont die Bedeutung von Wiederholungen: „So habe ich immer wieder beobachtet, dass der Befragte mit einer sichtbaren Befriedigung ein Wort oder einen Satz wiederholte, mit Hilfe dessen er sich über sich selbst, also über eine Position, klar geworden war (...)“ (Bourdieu 1997a, Fn8 S. 792). Er spricht von „sokratischer Arbeit der Unterstützung beim Zum-Ausdruck-Bringen“, indem die Interviewer_innen explizite Angebote und Formulierungsvorschläge machen, ohne den Befragten etwas aufzuzwingen. Es gehe darum „den Äußerungen des Befragten, seinen Zweifeln und seiner Suche nach dem richtigen Ausdruck vielfältige und offene Anschlussmöglichkeiten zu bieten“ (Bourdieu 1997a, Fn7 S. 792).

In diesem Sinne können auch Gefühle, die sich zeigen, explizit angesprochen werden: „Das macht Sie ärgerlich/froh/ratlos ...“. Wenn sich etwas schwer Sagbares andeutet, ist es hilfreich, dies zunächst einmal zu markieren: „Da ist noch etwas Unklares, das Sie beschäftigt.“ „Da ist noch etwas, das noch schwer in Worte zu fassen ist.“ „Da ist noch mehr?“ Das unmittelbare Erleben des Gegenübers kann dabei angesprochen oder erfragt werden: „Das ist schwer sagbar, aber irgendwie spürbar für Sie.“ „Wie fühlt es sich an, wenn Sie so darüber sprechen?“ „Was könnten diese Empfinden für Sie bedeuten?“ Im *Focusing* ist es wichtig, immer wieder Zeit zu geben, zu *verlangsamen* und so einen Freiraum zu schaffen, in dem sich überhaupt erst ein *Felt Sense* einstellen kann. Dazu kann auch im Interview eingeladen werden: „Vielleicht möchten Sie einen Moment bei dem Unklaren bleiben.“ „Sie können sich ruhig einen Moment Zeit lassen.“

So wie im *TAE* kann im Interview immer wieder nach der persönlichen Bedeutung von etwas gefragt werden: „Worum geht es Ihnen in diesem Zusammenhang?“ „Was ist das Schwierige für Sie daran?“ „Was ist das Besondere für Sie an diesem Thema?“ Ein weiteres zentrales Element im *TAE* ist die Einladung dazu, den eigenen Sprachgebrauch im jeweiligen Kontext, bezogen auf eine bestimmte Situation oder ein bestimmtes Thema oder Problem zu spezifizieren. Das kann im Interview zur Exploration von Schlüsselbegriffen, die immer wieder auftauchen oder wichtigen Ausdrücken, die in Bezug auf einen bestimmten Aspekt verwendet werden, genutzt werden: „Wenn Sie sagen (...), was ist für Sie in diesem speziellen Kontext damit gemeint? Und was ist mit (...) nicht für Sie gemeint?“

Ein weiteres wichtiges Merkmal dieser Art von Gesprächen ist, dass aktiv dazu aufgefordert wird, Widersprüche aufzuspüren und damit „Denkverbote“ aufzuheben: „Gibt es etwas an dem, was Sie über ... gesagt haben, das der üblichen Denkweise zu widersprechen scheint?“ „Können Sie das, worum es hier für Sie geht, vielleicht in Form eines paradoxen Satzes formulieren?“ „Was ist das Schwierige für Sie daran?“ Weiterhin wird dazu eingeladen, verschiedene Fallbeispiele für das, worum es geht, zu sammeln, also das Gesagte in Beziehung zu konkreten Erfahrungen zu setzen: „Welche Erfahrungen haben Sie zu diesem Thema gemacht?“ „Fällt Ihnen dazu ein konkretes

(positives und negatives) Beispiel ein?“ „Können Sie das, wie Sie es dort gemacht haben, in einem Satz als Einsicht oder Muster zusammenfassen?“³

3.4 Die Symbolisierung ergebnisoffen begleiten

Die neue Bedeutung von „etwas“ am Rande des Gewährwerdens für das eigene geschlechtliche Sein ist nicht bereits da und muss nur entschlüsselt/interpretiert/... werden, sondern kann nur von der befragten Person selbst entwickelt werden und entsteht überhaupt erst im Prozess. Es ist eine der Besonderheiten von Gendlins Denken, darauf hinzuweisen. Das ist das mehr-als-Logische, von dem er spricht. Im Wechselspiel der Bezugnahme auf „etwas“ und dem Versuch, es treffend/stimmig zu symbolisieren, wird das explizit, was zwar implizit, aber noch nicht benennbar war.

Übertragen auf den Forschungskontext bedeutet das, dass Wissenschaftler_innen einen Raum eröffnen, in dem es den Beforschten möglich ist, sich selbst zu erkunden und Neues zu explizieren. Die Beforschten werden in dieser Erkundung von den Forscher_innen begleitet. Die zugrundeliegende Begleithaltung zeichnet sich dadurch aus, dass die Forscher_innen sich ihrem Gegenüber freundlich und interessiert zuwenden und immer wieder deren Blickwinkel einnehmen. Sie folgt allem, was gesagt wird, empathisch und erkennt es bedingungslos an. In diesem Sinne begleitet sie die Symbolisierung ergebnisoffen.

3.5 Den Leib der Forscher_innen als Erkenntnisinstrument nutzen

Wir haben bislang beschrieben, wie mit *Focusing* und *TAE* ein Gegenüber bereits im Interview dabei unterstützt werden kann, das noch nicht oder schwer Sagbare rund um das Thema Geschlecht sein zu entfalten. Hinzuzufügen ist nun, dass bei diesem Vorgehen der Körper der interviewführenden Person selbst eine bedeutende Rolle spielt. Die begleitende Person arbeitet vor, während und nach dem Interview mit ihrem eigenen *Felt Sense*. Wir gehen davon aus, dass erfahrene Forscher_innen ihren *Felt Sense* in dieser Weise in der Arbeit mit Interviews nutzen, auch wenn das methodisch nicht expliziert wird. Vieles, was als „Gefühl für ...“ umschrieben wird, basiert unseres Erachtens nach auf Methoden der Selbstbezugnahme, die dem ähneln, was im *Focusing* beschrieben wird. Durch die Bezugnahme auf den Körper als Erkenntnisinstrument ist das erlebensbezogene Vorgehen auch für aktuelle Überlegungen der Körpersoziologie interessant, die den Leib nicht nur als Gegenstand, sondern auch als Instrument der Forschung versteht und deshalb von „verkörperter Soziologie“ und „Körper als Subjekt“ spricht (Abraham 2016, 2002; Gugutzer 2016, 2012). Das betont Abraham bereits 2002, wenn sie von der „soziologischen Relevanz leiblicher Wahrnehmung und leiblichen Erkennens“ spricht (Abraham 2002, S. 188), und auch Gugutzer und andere gehen im Bereich der Körpersoziologie davon aus, dass die Leiblichkeit des/der Soziologin den soziologischen Forschungsalltag prägt (Gugutzer 2012; Gugutzer, Klein & Meuser 2016 Band I/II). Gendlin stellt ein spezielles Instrumentarium zur systematischen Einbeziehung des Körpers der forschenden Person zur Verfügung und er führt in seinem gesamten Werk vor, wie es auf diese Weise in der Wissenschaft möglich wird, auch vom Körper her zu denken.

³ Diese Aufforderung der Befragten, ihre eher abstrakten oder verallgemeinernden Aussagen und Formulierungen zu konkretisieren, findet sich auch in bereits etablierten Methoden wieder (Steinert 1998).

Übertragen auf eine Interviewsituation könnte man sagen, hier sind immer (mindestens) zwei Körper anwesend, und in jedem Körper kann ein *Felt Sense* in Bezug auf das Thema und die Situation des Interviews entstehen. In der Ausbildung zum/zur Focusing-Begleiter_in werden die Auszubildenden darin angeleitet, den eigenen *Felt Sense* als Orientierungshilfe für die Prozessbegleitung zu nutzen. Letztendlich lässt sich diese Haltung, die der psychoanalytischen „freischwebenden Aufmerksamkeit“ ähnelt, nur durch Übung erlernen. Wir gehen davon aus, dass eine Vielzahl von erfahrenen Interviewer_innen das eigenleibliche Empfinden bereits produktiv im Interview nutzt, dies geschieht allerdings implizit. Mit Gendlin ist es möglich, diese Vorgehensweise zu explizieren. Während des Interviews kann der *Felt Sense* der Interviewer_innen dazu dienen, Momente zu identifizieren, bei denen im Gespräch innegehalten wird und das Gegenüber zu einer Erkundung eines Themas, eines Begriffs, ... eingeladen wird. Und auch im Nachhinein können Aspekte des Interviews ausgehend von einem *Felt Sense* vertiefend exploriert werden. Eine systematische Entfaltung dieser Dimension leiblicher Präsenz in Interviewsituationen steht aus.

4. Fazit: Jenseits der binären Logik denken und Vielfalt spüren

Wir fassen zusammen: Das Ziel einer erlebensbezogenen Interviewführung ist es, die Interviewten dabei zu begleiten, das noch nicht oder schwer sagbare Neue rund um das Thema „Geschlecht“ (Frau sein/Mann sein/... sein) zu erkunden und zum Ausdruck zu bringen. Wenn sich im Interview ein „Etwas“ (Implizites, Körperliches) am Rande des Gewährwerdens zeigt, kann dies von der interviewführenden Person wahrgenommen werden. Das gilt besonders dann, wenn die interviewführende Person ihren Körper als Erkenntnisinstrument versteht und Zugang zu ihrem eigenen Erleben während des Interviews – und danach – hat. Die interviewführende Person kann darüber hinaus das Entstehen eines „Etwas“ in Bezug auf ein bestimmtes Thema – zum Beispiel Frau sein/Mann sein in einer bestimmten Situation – gezielt einladen, indem sie ihr Gegenüber dabei begleitet und unterstützt, an bestimmten Stellen innezuhalten und die Aufmerksamkeit auf das eigene Erleben in Bezug auf diese Situation, dieses Thema zu richten, so wie es im Hier und Jetzt spürbar wird. Wenn es gut läuft, wird es im Interview möglich, das noch Unklare, Neue sprachlich zu fassen. Die Befragten bringen in frischen Formulierungen dann genau das zum Ausdruck, was – körperlich – als stimmig erlebt wird.

All das, was sich im Interview vor allem durch den Einsatz dieser verschiedenen erlebensbezogenen Elemente zeigt, ist bereits ein Ergebnis. Es muss nicht erst nachträglich interpretiert werden, es wird in seiner Bedeutung für das Individuum bereits im Prozess des Gesprächs herausgearbeitet. Beschreibbar wird so, wie Geschlecht auf der leiblichen Ebene erfahren wird und welche Widersprüche zwischen hegemonialen Vorstellungen von Geschlecht und eigenen Wünschen, Praktiken und Erfahrungen bestehen, vielleicht auch erst am Rande des Gewährwerdens. Dieses „Etwas“ kann seinen sprachlichen Ausdruck finden. Ob und wie es das tut, ist je unterschiedlich.

Die zentrale Aufgabe der Wissenschaftler_innen ist, im Anschluss an das Interview das, was sich im Interview gezeigt hat, in den Kontext ihres „fundierte[n] Vorabwissens“ (Bourdieu 1997a, S. 788) zu stellen und so das Strukturelle oder auch Allgemeine des Individuellen und je Einzigartigen herauszuarbeiten. Angeleitet ist diese Analyse des Materials von der Frage nach den Bedingungen

der Möglichkeit für diese neuen Aspekte von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen. So hat Schirmer bei den beschriebenen geschlechtlichen Existenzweisen des *Drag Kinging* gezeigt, dass dies von vielen Faktoren abhängig ist, die situativ und kontextuell bedeutsam sind. Ähnlich wie bei Schirmer geht es grundsätzlich darum, „den Bewegungen dieses ‚etwas‘ nachzugehen – zu versuchen zu verstehen, wie es zur Existenz kommt (und zu welcher); ob es Formen der Repräsentation findet (und wenn ja, welche); ob es die Qualität des ‚Wirklichen‘ annimmt (und wenn ja, für wen, auf welche Weise, mit welcher Stabilität)“ (Schirmer 2010, S. 70). In diesem Zusammenhang wäre nach Schirmer zu untersuchen, „ob, wo und wie sich in den Ritzen und an den Rändern einer zunächst zweigeschlechtlich strukturierten ‚Alltäglichkeit‘ Praxen, Selbstverhältnisse und Bezugnahmen ausmachen lassen, in denen sich ein anderes Verständnis von Geschlecht abzeichnet – und unter welchen Bedingungen dieses ‚Andere‘ tatsächlich einen Unterschied zu machen vermag“ (ebd., S. 411). Unsere Überlegungen, Geschlecht anders zu erforschen, richten sich an diejenigen, denen es ein Anliegen ist, die bereits gelebten und die vielleicht noch nicht gelebten Möglichkeiten, Geschlecht anders zu gestalten, sichtbar zu machen.

Die bis hierher vorgestellten Überlegungen sind *work in progress*. Zukünftig gilt es, vor allem in Bezug auf konkretes Material, das auf diese Weise erzeugt wird, kritisch zu reflektieren, welche Möglichkeiten und Grenzen es für den Einsatz von erlebensbezogenen Interviews gibt und welche neuen Fragen und Perspektiven auftauchen, wenn vom Erleben aus auf aktuelle Veränderungen der Geschlechterordnung geschaut wird. Klar scheint uns allerdings schon jetzt, dass es mit Gendlin und erlebensbezogenem Forschen möglich wird, den sozialwissenschaftlichen Blick von der binären Ordnung zu lösen. Statt im Erleben zum Beispiel lediglich Enge oder Weite zu finden und diese binäre Struktur dann wiederum weiblich oder männlich zu konnotieren, wird der Blick auf die Vielfalt des sich materialisierenden Erlebens gerichtet – die so groß sein kann, dass Geschlecht in seiner binären Struktur darin verschwindet. Ein gutes Beispiel dafür, was mit einem in ähnlicher Weise geweiteten Blick sichtbar werden kann, stellt Kinseys umfangreiche Untersuchung zu Sexualität in den USA der 1950er Jahren dar, in der vor dem Hintergrund einer überraschenden Bandbreite an sexuellen Praktiken, Präferenzen und Orientierungen eine Kategorisierung der Bevölkerung in Homo- und Heterosexuelle am Ende kaum noch Sinn ergibt (Kinsey et al. 1967). Ein Ergebnis von erlebensbezogenem Forschen zu Geschlecht könnte dementsprechend sein, dass Frau sein und Mann sein im Erleben so vielfältig ist, dass sich andere Cluster ergeben als „Frauen“ und „Männer“. Wie diese Cluster genau aussehen würden und ob/wie sich die verschiedenen Differenzkategorien darin überschneiden, wird zukünftige Forschung zeigen. Kurz: Gendlin stellt mit seiner Theorie und Praxis des Impliziten ein Werkzeug zur Verfügung, das es erlaubt, jenseits des Binären zu denken. Anders zu denken. Uns in der Vielfalt zu spüren. Und es ist offen, welche Muster sich dann abzeichnen.

Literatur

- Abraham, Anke (2016). Sprechen. In Robert Gugutzer, Gabriele Klein & Michael Meuser (Hrsg.), Handbuch Körpersoziologie Bd. 2 (S. 457–486). Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-04138-0>
- Abraham, Anke (2002): Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Wiesbaden: WDV. Darin besonders: Exkurs. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-322-80424-2>

- Ahmed, Sara (2010): *The Promise of Happiness*. Durham, London: Duke University Press.
<http://dx.doi.org/10.1215/9780822392781>
- Bourdieu, Pierre (1997a): Verstehen. In: Pierre Bourdieu et al.: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Studienausgabe, S. 393–426. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (1997b): Die feinen Unterschiede. In: Pierre Bourdieu: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, S. 31–47. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, Pierre (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Deloch, Heinke (2010): Das Nicht-Sagbare als Quelle der Kreativität. E.T. Gendlins Philosophie des Impliziten und die Methode Thinking at the Edge („TAE“). In: Stefan Tolksdorf & Holm Tetens (Hrsg.): *In Sprachspiele verstrickt. Oder: Wie man der Fliege den Ausweg zeigt. Verflechtungen von Wissen und Können*, S. 259–284. Berlin, New York: de Gruyter.
- Gendlin, Eugene T. (2015): Ein Prozess-Modell. Freiburg: Karl Alber. Englische Originalfassung (1997), *A Process Model*. Erhältlich über die Gendlin Online Library. Zugriff am 31. August 2016 unter www.focusing.org.
- Gendlin, Eugene T. (2004a): Introduction to ‚Thinking at the Edge‘. *The Folio. A Journal for Focusing and Experiential Therapy* 19(1), 1–8. Zugriff am 31. August 2016 unter www.focusing.org/de/TAE_Einfuehrung_Folio_de_HPM10.pdf, S. 1–19.
- Gendlin, Eugene T. (2004b): The New Phenomenology of Carrying Forward. *Continental Philosophy Review*, 37(1), 127–151. Zugriff am 31. August 2016 unter www.focusing.org/gendlin/docs/gol_2228.html.
- Gendlin, Eugene T. (1998): *Focusing-orientierte Psychotherapie. Ein Handbuch der erlebensbezogenen Methode*. München: Pfeiffer. Original (1996), *Focusing-Oriented Psychotherapie. A Manual of the Experiential Method*. New York, London: The Guildford Press.
- Gendlin, Eugene T. (1997): *Experiencing and the Creation of Meaning. A Philosophical and Psychological Approach to the Subjective*. Evanston: Northwestern University Press.
- Gendlin, Eugene T. (1991): Thinking beyond patterns: Body, language and situations. In: Bernard den Ouden & Marcia Moen (Hrsg.): *The Presence of Feeling in Thought*, S. 21–151. New York: Peter Lang.
- Gendlin, Eugene T. (1978): *Focusing*. New York: Bantam Books. Dt.: *Focusing. Technik der Selbsthilfe bei der Lösung persönlicher Probleme*. Erstausgabe 1981. Reinbek: Rowohlt. Zitierte Fassung: Deutsche Ausgabe von 2012.
- Gendlin, Eugene T. (1968): The Experiential Response. In Emanuel F. Hammer (Hrsg.): *Interpretation in Therapy. Its Role, Scope, Depth, Timing and Art*. New York: Grune and Stratton. Dt.: *The Experiential Response. Teil 1: Regeln für das therapeutische Antworten, Teil 2: „Resonanz“ und „Response“*. *Focusing Journal* 8, Juli 2002 und 9, November 2002.
- Gendlin, Eugene T. (1964): A Theory of Personality Change. In: Philip Worchel & Donn Byrne (Hrsg.): *Personality Change*, S. 100–148. New York: John Wiley. Dt.: Wiltschko, Johannes (1992). *Eine Theorie des Persönlichkeitswandels. Studententexte 1*. Würzburg: DAF.
- Gendlin, Eugene T. & Hendricks, Mary (2004): Thinking at the Edge (TAE) Steps. *The Folio. A Journal for Focusing and Experiential Therapy* 19, S. 12–24.

- Gendlin, Eugene T. & Wiltschko, Johannes (1999): *Focusing in der Praxis. Eine schulenübergreifende Methode für Psychotherapie und Alltag*. Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Geuter, Ulfried (2015): *Körpererleben und Selbsterleben. Grundlagen der Körperpsychotherapie. Familiendynamik 2*, S. 94–105.
- Gugutzer, Robert (2016): *Leib und Körper als Erkenntnissubjekte*. In: Robert Gugutzer, Gabriele Klein & Michael Meuser (Hrsg.): *Handbuch Körpersoziologie Bd. 2*, S. 381–394. Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-04138-0>
- Gugutzer, Robert (2014): *Leibliche Praktiken der Geschlechterdifferenz. Eine neophänomenologische Kritik an der Körperpraxeologie in handlungstheoretischer Absicht*. In: C. Behnke/D. Lengersdorf/S. Scholz (Hrsg.): *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Zum Werk Michael Meusers*. Wiesbaden: Springer VS, S. 91–106.
- Gugutzer, Robert (2012): *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen*. Bielefeld: Transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839419083>
- Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele & Meuser, Michael (Hrsg.) (2016): *Handbuch Körpersoziologie Bd. 1 und Bd. 2. Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-04136-6>, <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-04138-0>
- Helfferich, Cornelia (2004): *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92076-4>
- Jäger, Ulle (2016): *Geschlechterverhältnisse im Wandel und gendersensibles Coaching*. In: Robert Wegener et al. (Hrsg.): *Zur Differenzierung von Handlungsfeldern im Coaching*, S. 357–375. Wiesbaden: Springer VS. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-12140-2_1
- Jäger, Ulle (2014): *Den Leib als Ort des Widerstands zum Sprechen bringen – mit Focusing*. In: *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*, S. 235–266. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Helmer.
- Jäger, Ulle (2004): *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*. Königstein: Helmer.
- Kinsey, Alfred C.; Pomeroy, Wardell B. & Clyde, Martin (1967): *Die Befragung*. In: Alfred C. Kinsey; Wardell B. Pomeroy & Martin Clyde: *Das sexuelle Verhalten des Mannes*, S. 22–52. Berlin, Frankfurt am Main: Fischer.
- König, Tomke (2016): *Geschlecht erleben – Einige theoretische Überlegungen zum Eigensinn des Leibes und der Materialität von Geschlecht*. In: *IFFOnZeit. Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)*. 6. Jahrgang, Nr. 5/2016, S. 35–44.
- König, Tomke (2012): *Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung*. Konstanz: UVK.
- König, Tomke & Wojahn, Katharina (2016): *Mutter sein. Über den Zusammenhang von regulativen Idealen – Begehren – Praxen*. In: Eva Tolasch & Rhea Seehaus (Hrsg.): *Mutterschaft sichtbar machen. Diskurse und Praxen in den Sozial- und Kulturwissenschaften*, S. 95–107. Opladen: Barbara Budrich.
- Landweer, Hilge & Marcinski, Isabella (2016): *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes*. Bielefeld: Transcript.

- Lindemann, Gesa (2016): Leiblichkeit und Körper. In: Robert Gugutzer, Gabriele Klein & Michael Meuser (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie Bd. 1. Grundbegriffe und theoretische Positionen, S. 57–66. Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-04136-6>
- Lindemann, Gesa (1993/2011): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Wiesbaden: VS-Verlag. 2. Auflage 2011. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93009-1>
- Maihofer, Andrea (unter Mitarbeit von Diana Baumgarten) (2015): Sozialisation und Geschlecht. In: Klaus Hurrelmann et al. (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung, S. 630–658. 8. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz.
- Maihofer, Andrea (2014a): Sara Ahmed. Kollektive Gefühle – Elemente des westlichen hegemonialen Gefühlsregimes. In: Angelika Baier; Christa Binswanger; Jana Häberlein; Yv Eveline Nay & Andrea Zimmermann (Hrsg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie, S. 253–272. Wien: Zaglossus.
- Maihofer, Andrea (2014b): Familiäre Lebensformen zwischen Wandel und Persistenz. Eine zeitdiagnostische Zwischenbetrachtung. In: Cornelia Behnke et al. (Hrsg.): Wissen, Methode, Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen, S. 313–344. Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19654-1>
- Maihofer, Andrea (2007): Gender in Motion. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: Dominique Grisard et al. (Hrsg.): Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählungen, S. 281–315. Frankfurt am Main: Campus.
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt am Main: Helmer.
- Schirmer, Uta (2010): Geschlecht anders gestalten. Drag Kinning, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten. Bielefeld: Transcript.
- Steinert, Heinz (Hrsg.) (1998): Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs. Studententexte zur Sozialwissenschaft Bd. 14. Herausgegeben am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Eine umfangreiche Zusammenstellung von Gendlins philosophischen und psychologischen Schriften findet sich allgemein zugänglich in der Gendlin Online Library des International Focusing Institutes. Zugriff am 31. August 2016 unter <http://www.focusing.org/gendlin/>.

Prof. Dr. Ulle Jäger

Professorin für Psychosoziale Beratung
Frankfurt University of Applied Sciences
jaeger.ulle@fb4.fra-uas.de

Prof. Dr. Tomke König

Professorin für Geschlechtersoziologie
Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)
Universität Bielefeld
tomke.koenig@uni-bielefeld.de

Es ist, als ob du mich schlägst. Das tragische Spiel um Scham, Schuld und Gewalt in Mela Hartwigs *Das Verbrechen*

Marijke Box

Der ‚Psychoanalytische Verlag‘ in Wien dürfte Hauptinteressent für Mela Hartwigs (Graz) Novelle ‚Das Verbrechen‘ sein: die naturwahr geschilderte Liebe einer Tochter zu ihrem psychiatrischen, sadistischen Vater. Die Liebe erlischt trotz der ‚Analyse‘ nicht; es gibt zuletzt einen Vätermord.¹

So fasst Alfred Döblin in seiner in der *Literarischen Welt* am 18. März 1927 erschienenen Auszeichnung Mela Hartwigs Novelle *Das Verbrechen* zusammen; es handelt sich um den einzigen prämierten Text einer Autorin, die anderen acht Preisträger sind Männer. Dass Döblin ‚Analyse‘ in Anführungszeichen setzt, erscheint angebracht, denn tatsächlich strickt der Psychiater Egon Zuba ein Geflecht aus Pathologisierung und Missachtung um seine Tochter Agnes, aus dem sie sich nur allmählich befreit. Die Auszeichnung bringt der österreichisch-jüdischen Autorin Mela Hartwig erste Aufmerksamkeit ein. Der renommierte Wiener Zsolnay-Verlag veröffentlicht *Das Verbrechen* 1928 auf Empfehlung Stefan Zweigs zusammen mit drei weiteren Texten in einem Band mit dem – im Kontrast zur aktuellen Dominanz der Neuen Sachlichkeit – kaum neusachlich wirkenden Titel „Ekstasen“ als Novelle.² Dieser Publikation folgt 1929 die Veröffentlichung ihres Romans „Das Weib ist ein Nichts“³, für den sie mit dem Julius-Reich-Dichterpreis der Stadt Wien ausgezeichnet wird. Ab den 1930er Jahren passt sich Zsolnay in vorauseilendem Gehorsam jedoch immer weiter an den nationalsozialistisch dominierten deutschen Markt an, sodass Hartwigs Texte nicht mehr erscheinen können.⁴ Die Korrespondenzen zwischen der Autorin und ihrem Verlag belegen die Auffassung von Zsolnay, es handele sich „um ein absolut publikumsunwirksames und abseitiges Werk, das in der heutigen Zeit einem heutigen Publikum vorzulegen einen sicheren Mißerfolg bedeuten würde.“⁵

Nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs fliehen Mela Hartwig und ihr ebenfalls jüdischer Mann Robert Spira über Umwege ins Exil nach London, wo sie Freundschaft mit Virginia Woolf schließen.⁶ Ihre literarische Produktion fällt dem Nationalsozialismus zum Opfer. An ihre früheren Erfolge kann sie

1 Alfred Döblin: Unbekannte junge Erzähler. In: Die Literarische Welt 3 (18.3.1927). S. 11.

2 Auf Vorschlag Hartwigs sollte der Band zunächst *Besessene* oder *Die Verzückten* heißen und enthält des Weiteren die Erzählungen *Der phantastische Paragraph*, *Aufzeichnungen einer Häßlichen* und *Die Hexe*. Vgl. Murray G. Hall: Der Paul Zsolnay Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil. Tübingen 1994 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 45). S. 177. Der Titel und auch die Einordnung der Texte als Novellen deuten eine literaturgeschichtliche und -motivische Nähe zum vorangegangenen 19. Jahrhundert an.

3 Der Titel spielt auf ein Zitat aus Friedrich Hebbels *Judith* an: „Ein Weib ist ein Nichts; nur durch den Mann kann sie Etwas werden; sie kann Mutter durch ihn werden.“ Vgl. Friedrich Hebbel: *Judith* [1841]. In: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Bd. 1. Dramen I (1841–1847). *Judith – Genova – Der Diamant*. Besorgt von Richard Maria Werner. Berlin 1904. S. 1–81. Hier: 2. Akt, S. 19, Vers 11–13.

4 Fährnders, Walter: Über zwei Romane, die 1933 nicht erscheinen durften. Mela Hartwigs *Bin ich ein überflüssiger Mensch?* und Ruth Landshoff-Yorcks *Roman einer Tänzerin*. In: *Regionaler Kulturraum und intellektuelle Kommunikation vom Humanismus bis ins Zeitalter des Internets*. Festschrift für Klaus Garber. Hrsg. von Axel E. Walter. Amsterdam [u. a.] 2005 (= *Chloe: Beihefte zum Daphnis* 36). S. 161–190. Hier: S. 165.

5 Der Briefwechsel zwischen dem Zsolnay-Verlag und Hartwig von 1927–1934 befindet sich im Verlagsarchiv in Wien.

6 1951 erscheinen eine Teilübersetzung Hartwigs von Virginia Woolfs *Between the acts* sowie ein Aufsatz über das Leitmotiv der Zeit in Woolfs Romanen. Vgl. Mela Hartwig: Virginia Woolf. In: *Das Silberboot* 5 (1951). S. 47–52.

auch nach Kriegsende nicht anknüpfen, aus erhaltenen Briefen spricht die Trauer über ihren Namen, „den Jahre verschüttet haben.“⁷ Doch nicht nur die Verlagspolitik von Zsolnay, auch die damals kontroverse Rezeption ihrer Veröffentlichungen verwehrte ihr die Anerkennung. Ihre oft expressive Sprache und die als anstößig empfundenen Topoi (Inzest, Abtreibung, Vergewaltigung) wurden von der Kritik beispielweise als „Wunsch- und Wahn-Erotika eines durch Psychoanalyse verjauchten Gehirnes“⁸ oder als schlicht anachronistisch diffamiert. Zwar ist es seit der frühen Moderne grundsätzlich möglich, literarisch über Sexualität (und sexuelle Abweichungen) zu sprechen; Literatur fungiert als Archiv des sich noch in Entstehung befindlichen diskursiven Wissens, wodurch auch dessen Kritik und Modifikation ermöglicht wird⁹, einer weiblichen Autorin jedoch offenbar nicht immer ohne Weiteres zugestanden werden. Andere wiederum bewundern Hartwig als vermeintlich sachkundige Expertin: „Diese merkwürdige Mela Hartwig, offenbar Medizinerin, mit allen Wassern Freuds und Adlers gewaschen, hat mit Kraft und Glut die schwierigsten Probleme angepackt“¹⁰, heißt es etwa in einer Rezension in der *Vossischen Zeitung*.¹¹

Inhaltlich wird in *Das Verbrechen* eine krankhafte und tabuisierte sexuelle Fixierung einer minderjährigen masochistischen Tochter, Agnes Zuba, auf ihren sadistischen Vater, Dr. Egon Zuba, geschildert. Der sich immer weiter zuspitzende Konflikt, häufig als *Spiel*¹² (13, 16) semantisiert, der sowohl auf körperlicher wie auch geistiger Ebene mit mitunter extremen Mitteln und Manipulationen geführt wird, eskaliert schließlich in Gewalt. Agnes erschießt Zuba mit einem Revolver, nachdem sie endgültig erkennen muss, dass er ihre Liebe und ihre Anziehung nicht erwidern wird.

Die literarische Inszenierung eines Elektrakomplexes in *Das Verbrechen* ist jedoch keine reine Wiedergabe psychoanalytischer Theorie; vielmehr dekonstruiert der Text, wie zu zeigen sein wird, Annahmen der Psychoanalyse, während er auf verschiedenen narratologischen Ebenen um das Zentrum der Handlung kreist: die Ursachen des Vatermords. Die Erzählung verläuft im Wesentlichen chronologisch, wird jedoch durch Prolepsen und Analepsen unterbrochen, wodurch sich weitere Deutungsmöglichkeiten für die Verhaltensweisen insbesondere der weiblichen Hauptfigur Agnes Zuba ergeben, aber auch Rückschlüsse auf die Entwicklung des Vaters ermöglicht werden. Entscheidend für die stilistische Struktur der Erzählung ist ebenso die Fülle an gegensätzlichen Motiven und Thematiken, aus denen sich eine grundlegende Antithetik ergibt, die später durchbrochen wird und dadurch die entscheidende Dynamik der Handlung zulässt: Lachen und

7 Brief von Mela Spira an Felix Braun vom 29.10.1965, Korrespondenz Mela Spira – Felix Braun. Der Nachlass von Felix Braun befindet sich in der Wiener Stadt- und Landesbibliothek.

8 Jörn Oven: Mela Hartwig. Ekstasen. In: Die Schöne Literatur 29 (1928) H. 6. S. 291.

9 Vgl. Petra Porto: Sexuelle Norm und Abweichung. Aspekte des literarischen und des theoretischen Diskurses der Frühen Moderne (1890-1930). München 2011 (= Theorie und Praxis der Interpretation 9). S. 15. Insgesamt tragen „sehr unterschiedliche Diskurse – der gerichtsmedizinisch-psychiatrische, der psychologisch-psychoanalytische, der soziologisch-ethnologische [...], schließlich ein den Rang einer eigenständigen neuen Disziplin beanspruchender ‚sexualwissenschaftlicher‘ Diskurs – [...] zur Konstituierung dieses neuen kulturellen Objektbereichs ‚Sexualität‘ bei.“ Vgl. dazu: Marianne Wünsch: Sexuelle Abweichungen im theoretischen Diskurs und in der Literatur der frühen Moderne. In: Literatur und Wissen(schaften) 1890–1935. Hrsg. von Christine Maillard und Michael Titzmann. Stuttgart [u. a.] 2002. S. 349–368. Hier: S. 349.

10 L.v.J.: Eine Frau seziert Frauen. In: Vossische Zeitung (18.3.1928). Beil.: Literarische Umschau.

11 Weitere Reaktionen der zeitgenössischen Literaturkritik gibt beispielweise Hartmut Vollmer in seinem Nachwort zur 1992 von ihm besorgten *Ekstasen*-Neuaufgabe wider. Vgl. Hartmut Vollmer: Nachwort. In: Mela Hartwig. Ekstasen. Novellen. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Vollmer. Frankfurt am Main [u. a.] 1992. S. 247–269.

12 Zitiert wird hier und im Folgenden, unter Angabe der Seitenzahl, aus: Mela Hartwig: *Das Verbrechen*. In: *Das Verbrechen*. Novellen und Erzählungen. Mit einem Vorwort von Margit Schreiner. Graz [u. a.] 2004. S. 19–61.

Scham sind so zentral wie Missachtung und Anerkennung in dieser Erzählung, die ein Machtspiel mit tragischem Ende entfaltet. Es stellt sich vor allem die Frage, inwiefern bestimmte Verhaltenspraktiken als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ geschlechtlich codiert werden. Vor diesem Hintergrund bekräftigt eine Analyse der Figuren die These, dass die Inszenierung und Darstellung lachender und schamvoller Figuren geschlechtsspezifisch verläuft. Daraus ergibt sich eine typologische Semantik, innerhalb derer das Verhältnis von Mann/Vater und Frau/Tochter verhandelt wird. Scham spielt immer dann eine Rolle, wenn es um eine Konfrontation mit den geltenden Normen geht, was sich bei Agnes vornehmlich an der Liebe zu ihrem Vater zeigt. Mit Zuba hingegen werden vor allem Sachlichkeit und Macht verknüpft, was sich an seinem Lachen erkennen lässt. Es ergeben sich so zwei Fundamentaloppositionen, die jeweils von der Antagonistin bzw. dem Antagonisten besetzt werden: Macht vs. Ohnmacht sowie Sachlichkeit vs. Exaltiertheit. Somit eröffnet sich ein differenzierter Zugang, der die unterschiedlichen ‚weiblichen‘ und ‚männlichen‘ Praktiken im Folgenden vor dem Hintergrund feministischer, anerkennungstheoretischer und nur teilweise psychoanalytischer Erkenntnisse untersucht, kontextualisiert und demnach eine neue literaturwissenschaftliche Analyse der Literatur Mela Hartwigs ermöglicht. Durch einen rein psychoanalytischen Zugang, der sich aufgrund der Thematik der Erzählung plausibel begründen lässt und in der Regel gewählt wurde¹³, erscheint das Thema der Novelle zwar zunächst erschlossen, bleibt aber einer recht einseitigen literaturwissenschaftlichen Betrachtung ausgesetzt, die möglicherweise die Objektebene der Psychoanalyse lediglich wiederholt. Denn es besteht ein eklatanter methodischer Unterschied zwischen den analysierenden Erklärungen des Verhaltens realer Personen, die sich als empirische Aussagen deklarieren lassen, und der Untersuchung fiktiver literarischer Figuren; „und dieser Unterschied macht die Grenze von Freuds Methode sichtbar, fiktive Gestalten so zu behandeln, ‚als wären sie wirkliche Individuen und nicht Geschöpfe eines Dichters‘.“¹⁴

1. Der lachende Vater: Verdinglichung durch Theorie und Spiel

Der Text semantisiert Egon Zuba bereits zu Beginn als kalten und manipulativen Menschen. Er schafft eine Atmosphäre von kalter Sachlichkeit und Manipulation, die zunächst die Grundlage zur Verdinglichung seiner (in der ödipalen Phase fixierten) Tochter herstellt. Die Erzählung beginnt mit einer Szene, in der alle Zeichen auf Tod stehen: Agnes hat sich drei Tage in ihr Zimmer zurückgezogen, ohne zu essen oder zu trinken; sie „spielte mit dem Gedanken, zu sterben.“ (19) Über ihr schwebt eine metaphorische „Gewitterwolke aus Angst, Dunkelheit und Tod“ (19), bis die Tür aufgebrochen wird „und mitten in der Helle des hereinstürzenden Tages“ (19) ihr Vater vor ihr steht. Von Anfang an prallen ‚weibliche‘ Dunkelheit und Melancholie und ‚männliche‘ Helligkeit und Sachlichkeit antithetisch aufeinander. Wir erfahren durch die variable interne Fokalisierung auf Agnes und die heterodiegetische Erzählinstanz einiges über ihr Innenleben, in Bezug auf den Vater sind wir auf seine seltenen Selbstauskünfte angewiesen. Er präsentiert in den zahlreichen Dialogen

13 Vgl. Sigrid Schmid-Bortenschlager: Der zerbrochene Spiegel. Weibliche Kritik der Psychoanalyse in Mela Hartwigs Novellen. In: *Modern Austrian Literature. Journal of the International Arthur Schnitzler Research Association* 12/3-4 (1979). S. 77–95.

14 Lutz Rühling: Psychologische Zugänge. In: *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. 3. Aufl. München 1999. S. 479–497. Hier: S. 483.

mit Agnes vielmehr (scheinbar) wissenschaftliche Deutungen über seine Tochter und deren Entwicklung, denen sie unterliegt, obgleich oder gerade weil es sich um Manipulationen handelt. Durch seine Sachlichkeit entsteht somit der ideale Nährboden für die Verdinglichung der eigenen Tochter durch Theorie. Verdinglichung stellt mit Axel Honneth keinen bloßen Kategorienfehler oder einen moralischen Regelverstoß dar; es handelt sich vielmehr um „ein vielschichtiges und verstetigtes Einstellungssyndrom“¹⁵, das sich nicht durch eine einfache kognitive Korrektur wieder auflösen ließe. Sie vollzieht sich zudem unter anderem durch Teilnahmslosigkeit und ihre Bedingung ist Anerkennungsvergessenheit.¹⁶ Zuba versetzt sich im Folgenden in die Perspektive eines neutralen Beobachters, ist dadurch nicht mehr persönlich in das Schicksal seiner Tochter involviert und kann sie, völlig ent-individualisierend, als psychiatrischen Fall betrachten, d. h. als Objekt unter seinem mikroskopischen Blick sezieren.¹⁷

„Ich habe deine Hysterie unterschätzt“, fährt ihr Vater fort. „Wenn ich voraussehen hätte können, daß eine geringfügige Äußerung imstande ist, dein Gleichgewicht zu erschüttern, so hätte ich sie vielleicht für mich behalten. Vielleicht. Ich hätte mich zumindest der Mühe unterzogen und mich der geläufigsten psychoanalytischen Schleichwege bedient und dich die Wahrheit, wie jeden anderen Patienten eines Nervenarztes, dosiert verschlucken lassen. Du legst dieser Angelegenheit das Werturteil deiner Abwehr zugrunde, reklamierst ein gangbares physiologisches Phänomen als Einzelschicksal. Ich spreche jetzt als Arzt, als Psychiater, wenn du willst. Für mich bedeutet diese Tatsache lediglich eine Theorie, für die du ein außerordentlich sensibles Beweisobjekt darstellst. Ich bin aufrichtiger als du, aus Notwendigkeit, wenn du willst, weil ich mir als Arzt keine psychische Verlogenheit durchgehen lassen darf, wenn ich meine Patienten, die von meinem seelischen Gleichgewicht abhängig sind, nicht schädigen will. Ich bin aufrichtiger als du, sage ich, und gestehe es mir und dir ohne konventionelle Scham zu, daß ich jederzeit bereit wäre, dein Liebhaber zu sein, wenn ich nicht gerade unglücklicherweise dein Vater wäre. Aber ich bin mir bewußt, daß damit ein Verzicht geschieht, der nur in seiner Bewußtheit vereinzelt, an sich aber etwas sehr Alltägliches ist. Ich will sogar noch weiter gehen: Es macht mir ein Vergnügen, diesen Konflikt Aug in Aug mit dir auszutragen.“

„Vater“, unterbrach ihn das Mädchen, „Vater, hör auf. Es ist abscheulich. Es ist, als ob du mich schlägst.“ „Das würde dir unter Umständen sogar Vergnügen bereiten“, fuhr der Arzt unbeirrt fort. (22f.)

Hier erscheint die eigene Tochter in der Darstellung des Vaters also als Hysterikerin, als Patientin und als Beweisobjekt für die väterliche Theorie, aber nicht als anerkanntes, gleichwertiges Subjekt mit individuellen Bedürfnissen jenseits der Pathologisierung. Gleichzeitig inszeniert sich Zuba in verschiedenen Rollen, die er selbst wählen kann: am Anfang wird er durch die Erzählinstanz noch als Vater bezeichnet, er selbst sieht sich als Arzt und damit auf einem wissenschaftlich-objektiven Standpunkt, was er in der zitierten Passage insgesamt vier Mal erwähnt. In ein und demselben Satz benennt er die Unvereinbarkeit von zwei weiteren Rollen, die er einnimmt – die des Vaters – und die er unter Umständen gerne einnehmen würde – die des Liebhabers. Agnes selbst nennt ihn daraufhin zwei Mal „Vater“, als würde sie versuchen, seine Ausführungen zu revidieren, sich gleichzeitig der Stigmatisierung und Verdinglichung zum Hysteriefall zu entziehen und die Reduktion zu einem

15 Axel Honneth: *Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie*. Frankfurt am Main 2015. S. 25.

16 Vgl. ebd. S. 67.

17 Im Übrigen bietet sich eventuell der Gedanke an, dass die meisten zu untersuchenden „Objekte“, die seziiert oder unter dem Mikroskop betrachtet werden, tot sind. Diesem Gedanken folgend wäre also die Weigerung des Vaters bzw. die Unfähigkeit, seine Tochter als konkretes Subjekt zu sehen, und in der Folge zu einem untersuchbaren Objekt zu machen, ein Prozess des Tötens – obgleich natürlich die Psychoanalyse selbst eigentlich das Gegenteil bewirken will, soll doch der Patient durch das Gespräch und durch die Analyse wieder zurück ins (Alltags-)Leben entlassen werden.

bloßen „Fall“ rückgängig zu machen. Dass sie diese eigene Verdinglichung erkennt, lässt sich auch an dem späteren Satz „Ich liege auf dem Seziertisch“ (23) erkennen, der ihre Hilflosigkeit und ihr Ausgeliefertsein nochmals betont. Die Unterwerfung zum Exempel einer Theorie durch den Vater funktioniert wie ein aufgestülptes Narrativ, aus dem Agnes trotz ihrer versuchten Einwände nicht ausbrechen kann.

In einem engen Zusammenhang mit der Theorie steht das Spiel: „[I]ch bin mir vollkommen bewußt, daß ich ein gefährliches Spiel begonnen habe und daß du meine schwierigste Patientin bist“ (25), erklärt Zuba Agnes. Das Spiel besteht vor allem aus In-Aussicht-Stellen der Wunscherfüllung, Demütigung, Wechsel zwischen Distanz und Nähe sowie Härte und Unnahbarkeit. Agnes willigt in das Spiel ein, um den gewünschten Inzest zu realisieren und wird wiederum zum (Spiel-)Objekt, jedoch ohne die Regeln zu kennen. Der Ertrag aus diesem Spiel bedeutet für Zuba wiederum einen Machtgewinn und ermöglicht ihm, Macht auszuüben. „Du spielst mit mir“ (27, 39), wirft sie ihm mehrfach vor, was er gar nicht erst bestreitet. Das Spiel, das sowohl die Theoretisierung als auch die Manipulation seiner Tochter als Patientin beinhaltet, gewinnt somit etwas Absolutes, das sich nicht entmachten lässt, solange beide Figuren antagonistische Bestandteile der Handlung sind. Schon früh ist klar: es geht um „eine Spielerei mit dem Tod.“ (27) Scherz und Ernst werden in ihrer kategorischen Gegensätzlichkeit miteinander kontrastiert, können allerdings nicht dauerhaft koexistieren. Als Agnes eher durch Zufall (oder genaugenommen durch die nachlässige Unterschätzung der fatalen Folgen durch und für Zuba selbst) an einen Revolver gelangt und sich die Machtverhältnisse verschieben, erkennt sie wie von einer Meta-Ebene aus die entscheidende Frage der Erzählung: „Wer soll sterben?“ (56)

Von da an ist sie diejenige, die das Spiel beherrscht. Sie spielt immer wieder mit dem Revolver (vgl. 56, 57), der ihr zunächst nur die Ahnung einer Machtoption ankündigt.¹⁸ Die Aufhebung der „Gesetze und Gebräuche des gewöhnlichen Lebens“¹⁹ ist elementar für das Spiel. Das Spiel, das Zuba mit und gegen Agnes spielt, kann kein Ende nehmen, da er in seinem Machtstreben nicht zu stoppen ist. Seine Hybris durch die Vorgabe, er schätze das eigene Leben nicht mehr „als jeden anderen Genuß“ (56), muss zwangsläufig zum tragischen Ende führen, da er nicht bereit ist, das Spiel vorzeitig zu beenden, dessen Regeln Agnes zunächst nicht genau kennt. Als ihr die Bedeutung und gewissermaßen das innerdiegetische Spielziel, ihr oder sein Tod, einleuchten, ist die Verschiebung der Machtverhältnisse nicht mehr umzukehren. Das Spiel ist von einer Metapher endgültig zum „gewöhnlichen Leben“, zur Wirklichkeit, geworden.

Entscheidend für das Vater-Tochter-Verhältnis ist ebenso das (reduzierte) Lachen, unter anderem als Ausdruck der Freude des Vaters an seinem Spiel. Als wichtiges Phänomen der Weltliteratur vereint es verschiedene Bedeutungen in sich. Lächelnd und lachend gelingt Zuba die permanente Ironisierung des Leides seiner Tochter, die eine affektive Involviertheit seinerseits per se verneint.

18 Als Kontrastfolie aufschlussreich ist eine kurze Passage, in der das Verhältnis von Vater und Tochter zumindest dem Anschein nach ausgeglichen ist. Eine nicht näher beschriebene Krankheit schwächt den Vater für einige Zeit, sodass Agnes sich verstärkt um ihn kümmert. Seine Schwäche ermöglicht eine Annäherung und in dieser Zeit spielen sie „Dame und Schach“ (42), wodurch gewissermaßen ein ‚normales‘ menschliches Zusammenleben ermöglicht wird.

19 Johan Huizinga: *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel* [1938]. 24. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2015. S. 23.

Der Arzt lächelt: „Du bist mir verfallen, Agnes. Du kannst mir nicht davonlaufen. Deiner Liebe bin ich sicher. Die Wurzeln deines Wesens nähren sich von meinem Blut. Du bist die einzige Frau, die ich nicht befriedigen muß, um sie zu halten.“

„Wer weiß“, droht Agnes.

Er lacht: „Wie willst du dich von mir befreien?“

„Ich weiß nicht, ob ich mich von dir befreien kann“, antwortet das Mädchen, „aber ich kann mich dem Erstbesten hingeben.“ „Du würdest in seinen Armen nur an mich denken. Du würdest dich betrügen und nicht mich.“

„Ich möchte dir weh tun, ich möchte dir weh tun“, schluchzt das Mädchen.

„Möchtest du das?“ fragt er ruhig. Und sein Lächeln schlägt über ihr zusammen. Sie friert. (50)

Hier wird das Lachen durch Zuba gezielt zur Machtdemonstration eingesetzt, die die Erniedrigung der Tochter ermöglicht. Es ist der Nachweis seiner Überlegenheit und die Möglichkeit zur Herabsetzung von Agnes. Charles Baudelaire hat eine derartige Überlegenheitserfahrung selbst als lächerlich beschrieben und auf die reine Vorstellung der Überlegenheit zurückgeführt: „Die Komik, die Gewalt des Gelächters liegt in dem Lachenden und keineswegs in dem, worüber er lacht.“²⁰ Das Lachen von Zuba ist hier (noch) zu gleichen Teilen Zeichen seiner Macht, nicht nur Demonstration, sondern Ausdruck der Macht, Begleiterscheinung und Reaktion auf das Verhalten der Tochter, zudem körperlicher Ausdruck der mentalen Gewissheit, dass das Machtverhältnis wie gewünscht besteht. Agnes ist dem Vater und seinen Deutungen ausgeliefert, sein Lächeln wird als metaphorische Gewitterwolke beschrieben, die sie plötzlich frieren lässt. Die physische Wirkung ist eine Reaktion auf die kalte Sachlichkeit des Vaters, der sie noch immer unterliegt.²¹

In Bezug auf das Lächeln oder Lachen ist auch dessen Bedeutung für Agnes selbst entscheidend: Nachdem sie in einem letzten Versuch ihren Vater durch einen Tanz verführen will und er sie abweist, setzt eine Veränderung ein, die man als Peripetie, den zentralen Wendepunkt, bezeichnen kann, der später den Vatermord ermöglicht: Sie vergisst am Ende, „wie man lächelt“ (53). Als sie kurz darauf den Revolver erhält, lächelt sie „seit vielen Tagen zum ersten Male“ (56). Ihr offenbart sich vage eine neue Handlungsoption, die ihr, wie bereits gezeigt, noch nicht ganz bewusst ist: „Agnes fühlt, ohne zu begreifen, daß der Revolver sich ihr verbündet hat, daß er ihr ein schwindelndes Übergewicht verleiht.“ (57)

Das Spiel um die narrative Theoretisierung von Agnes in Verbindung mit dem Lachen bzw. Lächeln des Vaters bildet die Grundlage der Verdinglichung und der damit einhergehenden Missachtung von Agnes. Die Forschung hat die Übergabe des Revolvers in der Regel als Verlust eines phallischen Machtsymbols gedeutet²², jedoch wird eine solche Deutung der thematischen und diskursiven

20 Charles Baudelaire: Das signifikant und das absolut Komische. In: Texte zur Theorie der Komik. Hrsg. von Helmut Bachmaier. Stuttgart 2005. S. 65–73. Hier: S. 70.

21 Interessant ist übrigens, dass Zuba durchaus bewusst ist, welche Wirkung das Ausgelachtwerden hat. Als er davon überzeugt ist, dass Agnes ihn töten wird, sagt er: „Ich weiß, daß du mich ermorden wirst, aber ich habe keinen Beweis in der Hand. Man würde mich auslachen, wenn ich dich den Gerichten übergäbe, und doch weiß ich, daß du mich ermorden wirst.“ (57) Ihm ist somit klar, dass das Ausgelachtwerden einer Bloßstellung und einer öffentlichen Beschämung gleichkommt, die er auf jeden Fall vermeiden will.

22 Vgl. beispielsweise Hildegard Kernmayer: Ekstasen oder Das Andere der Vernunft. Mela Hartwigs Kritik an der rationalistischen Moderne. In: Über den Dächern von Graz ist Liesl wahrhaftig. Eine Stadtgeschichte der Grazer Frauen (= Dokumentation 15). Wien 1996. S. 166–187. Hier: S. 172. Oder: Sigrid Schmid-Bortenschlager: Exil und literarische Produktion. Das Beispiel Mela Hartwig. In: Keine Klage über England? Deutsche und österreichische Exilerfahrungen in

Vielschichtigkeit, die den Text strukturiert, nicht vollständig gerecht. Der Revolver fungiert neben seiner Symbolhaftigkeit vor allem als das praktikable Mittel, das Spiel endgültig zu beenden. Ebenfalls am Ende wird deutlich, dass Agnes das Machtkalkül des Vaters durchschaut hat: „lache, lache doch, wie du damals gelacht hast, als ich nackt vor dir stand, als es für mich um Leben und Tod ging, lache, damit ich ihn [den Revolver, MB] fortwerfen kann, lache doch, lache!“ (61), ruft sie ihm zu.

2. Scham und der Kampf um Anerkennung

Im Gegensatz zur Verdinglichung durch den Vater könnte die Liebe als elementarste Form der Anerkennung stehen, die dem Individuum Agnes Bestätigung durch Wertschätzung und Zuwendung verschaffen könnte. Über die Abhängigkeit des Menschen von intersubjektiver Anerkennung zum Erlangen einer geglückten Selbstbeziehung schreibt Honneth:

[B]leibt eine solche Form der sozialen Zustimmung auf irgendeiner Stufe seiner Entwicklung aus, so reißt das in seiner Persönlichkeit gleichsam eine psychische Lücke auf, in die negative Gefühlsreaktionen wie die Scham oder die Wut treten. Daher ist die Erfahrung von Mißachtung stets von affektiven Empfindungen begleitet, die dem Einzelnen prinzipiell offenbaren können, daß ihm bestimmte Formen der Anerkennung sozial vorenthalten werden.²³

Tatsächlich wird im Verhältnis von Vater und Tochter nur das negative Äquivalent von Anerkennung erkennbar: Missachtung. Zu Beginn wehrt Agnes sich gegen das Bekenntnis zu ihrer Liebe, das Zuba ihr aufzwingt: „Ich habe dich darauf aufmerksam gemacht, daß du mich liebst“ (22). Durch den sprachlich-fremdbekennenden Akt, den sie in dieser primären Sozialbeziehung über sich ergehen lassen muss, wird ihr der Zugang zu einem ungebrochenen Selbstverhältnis verunmöglicht; Scham und Ohnmacht sind die Folgen.²⁴

Wo Egon Zuba von seiner nicht vorhandenen „konventionelle[n] Scham“ spricht, wird Agnes' Bekenntnis zu ihrer Scham elementar für ihre Selbstthematization als Ohnmächtige. Scham manifestiert sich für sie überwiegend als innere Scham, deren Opfer sie wird. Im privaten Raum, auf den sie in ihrer Zwischenstellung als unverheiratete Frau und nicht mehr kindliche Tochter verwiesen bleibt, gesteht sie ihrem Vater, den sie um Liebe anbettelt, mantrahaft: „Ich schäme mich, ich schäme mich. Ich weiß selbst nicht, warum.“ (41) Zudem erklärt sie: „Glaube nicht, daß ich mich nicht schäme“ (41) und „[i]ch schäme mich wirklich“ (41). Dieses bekenntnishafte Geständnis lässt Agnes' Selbst erscheinen und ermöglicht ihr eine Form von Selbstdemonstration, zu der sie ansonsten fast nie in der Lage ist.²⁵ Eine Aussage dieser Art offenbart sich zudem als spezifisch ‚weibliche‘ Praktik,

Großbritannien 1933-1945. Hrsg. von Charmian Brinson, Richard Dove, Anthony Grenville, Marian Malet und Jennifer Taylor. München 1998. S. 88–99. Hier: S. 90.

23 Axel Honneth: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Mit einem neuen Nachwort. 9. Aufl. Frankfurt am Main 2016. S. 220.

24 Durch die Erzählinstanz wird wie in einem vorweggenommenen psychologischen Gerichtsgutachten erklärt: „Es läßt sich nicht mehr feststellen, ob Agnes ihren Vater wirklich liebte oder ob sie ein Opfer ihrer Suggestibilität war, die unter dem Einfluß der väterlichen Theorie einerseits, der mißdeuteten wissenschaftlichen Werke andererseits ihre Phantasie dem Zwang dieser Vorstellung unterjochte und ihre wache Erotik von dem eigenen Körper ablenkte und an dieses Gleichnis der Liebe fixierte.“ (38)

25 Vgl. Judith Butler: Kritik der ethischen Gewalt. Aus dem Englischen von Reiner Ansén und Michael Adrian. 4. Aufl. Frankfurt am Main 2014. Unter Rückgriff auf Foucaults Vorlesungen über Tertullian und Cassian führt Butler aus: „Die

die die Auseinandersetzung mit den geltenden Normen anzeigt, durch die eine Liebesbeziehung zum eigenen Vater verhindert wird und ein moralischer Konflikt innerhalb ihres engsten sozialen Umfelds entsteht. Dieses schambehaftete Bekenntnis ist also explizit als ‚weiblich‘ markiert und mit Sexualität verknüpft, was Zuba Agnes auch bestätigt:

[...] Scham ist das Thermometer der Begierde der Frau, sie ist die Basis ihrer Genußfähigkeit, sie ist die Absolution, die sie ihrem Vergnügen erteilt. Sie ist der Vorwand für den Genuß, das Gewissen, das ihn modifiziert, das Privileg, ihn zu verleugnen bis zur Hysterie. Es gibt kein Lustgefühl ohne Scham, aber es gibt keine Scham, die sich nicht auf ihr Lustgefühl reduzieren läßt. Sie ist eine masochistische Unart des weiblichen Exhibitionstriebes, der sich auf diesem Umwege einer Befriedigung ohne Gegenleistung bemächtigen will. (41)

Die Aussage stellt den Versuch dar, Scham im Allgemeinen als essentialistisch ‚weiblich‘ zu klassifizieren und somit fest an ‚weibliches‘ Leben und Erleben von Sexualität zu knüpfen. Zuba spricht Agnes nicht persönlich an, sondern redet lediglich von „der Frau“ an sich und passt sie dadurch seiner Analyse an, von der es ohnehin keine Abweichung gibt, weil sie ‚die Frau‘ und damit zwangsläufig ‚jede Frau‘ betrifft: ein weiterer Hinweis auf die Verdinglichung, die sich diskursgeschichtlich durch bekannte Hysterieanalysen bestätigt hat.²⁶ Die Hysterie erweist sich der feministischen Literaturwissenschaft als narrative Konstruktion, mit der ‚Weiblichkeit‘ nachdrücklich projiziert und inszeniert werden kann.²⁷

Abweichend von dieser recht herkömmlichen Inszenierung weiblicher Scham gestaltet sich Agnes‘ Reaktion, nachdem sie von ihrem Vater verprügelt wird. Zuvor hat sie dessen Geliebte aufgesucht und mit einem Brief konfrontiert, den diese Zuba geschrieben hatte.

Der Schlag einer Faust schloß ihr den Mund, füllte ihn mit Blut. Er warf sich über sie, hieb mit den Fäusten auf ihre Schultern, ihren Rücken, ihre Schenkel. Sie begann zu schreien, wand sich hin und her unter den Schlägen, die keine Stelle ihres Körpers vergaßen. Sie wälzte sich unter ihm weg, wollte aufspringen, er riß sie an den Haaren zurück und schlug sinnlos auf sie los, bis sie nur mehr wimmerte. (45)

Beichte setzt in diesem Zusammenhang voraus, dass das Selbst erscheinen muss, um sich zu konstituieren, und dass es sich nur im Rahmen einer vorgegebenen Anredeszene, innerhalb einer gesellschaftlich konstruierten Beziehung konstituieren kann. Die Beichte wird so zur sprachlichen und körperlichen Szene der Selbstdemonstration des Subjekts.“ S. 150.

26 Hildegard Kernmayer weist auf die detaillierten Übereinstimmungen zwischen der von Hartwig konstruierten Vater-Tochter-Beziehung und der von Sigmund Freud dargestellten Vater-Tochter-Beziehung seiner Hysterie-Patientin Dora hin. Vgl. Hildegard Kernmayer: *Ekstasen oder Das Andere der Vernunft*. S. 170. Auch Freud beschreibt seine Patientin Dora als äußerst schamhaft, was ihre ersten Erfahrungen mit Sexualität anbelangt. Vgl. Sigmund Freud: *Bruchstück einer Hysterie-Analyse* [1905]. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2007. S. 32.

27 Vgl. beispielsweise Karin Richter-Schröder: *Frauenliteratur und weibliche Ästhetik. Theoretische Ansätze zu einer weiblichen Ästhetik und zur Entwicklung der neuen deutschen Frauenliteratur*. Frankfurt am Main 1986 (= Hochschulschriften: Literaturwissenschaft 80). Die Hysterie als „Topos der Unterdrückung weiblicher Sexualität, der in der abendländischen Geschichte von Platon bis Freud immer wieder auftaucht“, wird in der feministischen Forschung als Möglichkeit der Machtausübung wahrgenommen. S. 29. Hartwigs Gestaltung der Hysterie-Thematik zum Beispiel in *Der phantastische Paragraph* antizipiert bisweilen Michel Foucaults Überlegungen bezüglich der „Hysterisierung der Frauen, die zu einer sorgfältigen Medizinisierung ihres Körpers und ihres Sexes führte“ und sich „auf die Verantwortung, die die Frauen für die Gesundheit ihrer Kinder, für den Bestand der Familie und das Heil der Gesellschaft tragen“, berief. Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen* [1977]. In: *Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1. 14. durchgesehene und korrigierte Aufl. Frankfurt am Main 2003. S. 141.

Üblicherweise geht solch eine existenzielle Gewalterfahrung mit dem Verlust der leiblichen und psychischen Integrität einher und bedeutet „die elementarste Art einer persönlichen Erniedrigung.“²⁸ Agnes' Reaktion, durch eine interne Fokalisierung übermittelt, erscheint daher zunächst eher unverständlich:

Dann blieb sie liegen, betäubt, in einem Nebel aus Schmerz, Angst, Scham, Verwirrung und einem taumelnden Glücksgefühl der Befreiung. Sie begriff nicht, was geschehen war. Ihre Gedanken waren ausgetrocknet von der Fieberhitze schwindelnder Visionen über einem Abgrund, in dem sich Grauen und Lust wie in einem Hexenkessel mischten. Der Boden schwankte unter ihr und wiegte sie sanft, wie ein Boot auf den Wellenbügen ihres Blutes: Scham, anders als sonst, jubelnde Scham feierte das Fest der Empfängnis im Geiste. [...] Von diesem Tag an war sie ihrem Vater verfallen. (45)

Aus der konkreten Gewalterfahrung ist Gewaltgenuss geworden, der stark antithetisch geprägt ist: „Grauen und Lust“ vermischen sich in dieser Wahrnehmung, ebenso ein „Nebel aus Schmerz, Angst, Scham, Verwirrung“ zusammen mit einem „taumelnden Glücksgefühl der Befreiung“. Im weiteren Verlauf fordert Agnes Zuba mehrfach auf, sie noch einmal zu schlagen, was er ablehnt. Das Geschlagenwerden bedeutet für sie keine reine Missachtung, wie Honneth es beschreibt, sondern erscheint viel ambivalenter: So kann vermutet werden, dass für Agnes möglicherweise die Missachtung ihrer Person (im Gegensatz zu einem gleichgültigen Ignorieren) immerhin eine Form der Wahrnehmung darstellt, wenn auch nur eine partielle (als Fall und Spielzeug, nicht aber als Person und Subjekt/Tochter). Zuba hatte ihr schon angekündigt, dass eine Gewalterfahrung ihr „unter Umständen sogar Vergnügen bereiten“ (23) könne. Folgt sie ihm unter den Vorzeichen seiner implementierten Theorie also unbewusst? Auffällig an der Textstelle ist auch die paradoxe Formulierung „jubelnde Scham“, die ein abweichendes Register von Scham eröffnet und (in Kombination mit dem „Fest der Empfängnis im Geiste“ auch im biblischen Subtext) Erkenntnis, Befreiung und Unterwerfung gleichzeitig ausdrückt. Diese poetisch verdichtete Überschreitung entzieht die Scham ihrem gängigen semantischen Kern und folgt damit keinem diskursiven Stereotyp, sondern bietet eine Komplexität, die den gängigen psychoanalytischen Weiblichkeitsbildern der Zeit widerspricht. Die eigentliche oder ursprüngliche Bedeutung von Scham ist hier aufgehoben, durch „jubelnde Scham“ wird die semantische, diskursive, narrative und kontextuelle Eindeutigkeit aufgehoben. Dadurch wird Scham an dieser Stelle als nunmehr positiv besetzte Praktik produktiv gemacht und ermöglicht durch die Überwindung des festgelegten Stereotyps neue Handlungsoptionen für Agnes, die ihr Gewalterlebnis wiederholen möchte.

Als sie sich ihrem Vater später erneut sexuell anbietet, sagt er lediglich: „Du bist schamlos“. Einen Augenblick ist sie wie betäubt. Das hat sie nicht erwartet. Alles, nur das nicht. Daß er sie mit einem Wort niederschlägt.“ (51) Die Aberkennung ihrer zuvor bekenntnishaft formulierten Schamhaftigkeit bedeutet für sie die größtmögliche Missachtung. Zuba bleibt distanziert und weitet seine Macht aus. „Er prüft mit der sachlichen Neugier eines Malers die Linien ihres Körpers, bis sie die Augen schließt vor Scham“ (51). Das Motiv des Malers wird „für die Konstruktion des ‚Weiblichen‘ als des Anderen“²⁹ bemüht: Zuba wird hier von seinem wissenschaftlich-neutralen Standpunkt als Psychiater

28 Axel Honneth: *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Mit einem neuen Nachwort. 9. Aufl. Frankfurt am Main 2016. S. 214.

29 Antje Wischmann: *Auf die Probe gestellt. Zur Debatte um die ‚neue Frau‘ der 1920er und 1930er Jahre in Schweden, Dänemark und Deutschland*. Freiburg im Breisgau [u. a.] 2006. S. 93.

entfernt und zugleich in seiner Gestaltungskraft angereichert, die ihm nun auch noch ein ästhetisches Urteil erlaubt: „Du bist schön, nicht weniger und nicht mehr.“ (51) Indem Agnes die Augen schließt, verweigert sie den Einblick in ihr Innenleben/ihren Leib, denn die Preisgabe des Körpers überfordert sie. Zuba verweigert den sexuellen Kontakt erneut und nach dieser letzten Erniedrigung lässt sich eine Peripetie feststellen:

Ihr Gesicht war nur mehr eine Maske vor ihrem wahren Gesicht, unbeweglich, versteinert. Hinter dieser Maske lebte sie ein unwirkliches Leben, das auf jede Freude Verzicht leistete, das seine Jugend verleugnete, das keine Begierde mehr kannte, ein Leben ohne Blut, ohne Angst, ohne Erlösung: eine Besessene von Haß. (53)

Die differenzierten affektgeleiteten Handlungsweisen weichen nun dem totalen Hassgefühl, das sich aus dem Wunsch nach Rache speist, und ihre Wut verstetigt sich. Gleichzeitig wird erkennbar, dass Emotionen und Affekte sich immer an der Grenze zu ihrem Gegenteil bewegen; aus Liebe wird plötzlich Hass, aus Scham Lust, aus Lebensmüdigkeit Lebensbejahung und aus der eigenen Lebensbejahung ein Destruktionstrieb. Die Manie des Vaters, alles zu objektivieren und durch (pseudo-)wissenschaftliche Erkenntnisse zu beurteilen, kann hier nicht greifen, da sich Agnes' Affekte seinen Theoretisierungs- und Verdinglichungsversuchen entziehen und somit für ihn nicht feststellbar sind.

In der Psychoanalyse ist Scham eng verknüpft mit dem bösen Blick, den Zuba an Agnes nach ihrer letzten Demütigung erkennen kann: „Du hast den bösen Blick', versuchte ihr Vater zu scherzen. Aber sein Lächeln verkroch sich verstört vor ihrem erloschenen Gesicht.“ (53) Die vormals von seinem Lächeln ausgehende Macht ist bereits gebrochen, sie hat sich auf seine Antagonistin übertragen, die sich von seinem Lächeln nun nicht mehr beeindrucken lässt.³⁰ Das Auge gilt in Kulturen und Literaturen auf der ganzen Welt als Spiegel der Seele und als Symbol der innerlichen Zustände.³¹ In Psychoanalyse und Kulturgeschichte ist der böse Blick mit einer verurteilenden, metaphysischen Macht angereichert, die mit Eitelkeit, Beschämung und tödlicher Kränkung zusammenhängt und den Beschämenden töten kann. Agnes ist die missachtete und beschämte Figur, auf die all diese Phänomene zutreffen. Léon Wurmser, US-amerikanischer Psychiater und Psychoanalytiker, schreibt: „Das böse Auge ist ein strafendes, verurteilendes Auge, das mit der Allmacht des Gedankens rundherum Unheil und Fluch verbreitet. Es ist ein Über-Ich-Symbol, und zwar stellt es als durchdringendes und entlarvendes Auge besonders die Schamseite des Über-Ichs dar.“³² Der böse Blick gehört nun zu Agnes' Maske, die ihr Gesicht scheinbar erstarren lässt. Ab dieser Stelle ist von Scham keine Rede mehr. Gleichzeitig besteht auch hier ein polares Verhältnis zur Angst des Vaters: wo Agnes' Scham weicht, setzt Zubas Angst ein. Zwar tötet Agnes ihren Vater nicht durch einen Blick und sie besitzt zu diesem Zeitpunkt auch den Revolver noch nicht, aber spätestens an dieser Stelle wird der spätere Mord durch seine symbolische Ankündigung unausweichlich.

30 Zugleich lässt sich ein weiterer Versuch der Objektivierung und Verdinglichung feststellen: So wie er sie zuvor seinem ästhetisch-malerischen Urteil unterwerfen konnte, beruft er sich nun auf ethnologische Erkenntnisse, die den bösen Blick als Kulturphänomen einordnen. Die anfängliche Wirksamkeit der Metapher vom objektivierenden Seziertisch verfängt nun nicht mehr.

31 Vgl. Pascal Nicklas: Auge. In: Metzler Lexikon literarischer Symbole. Hrsg. von Günter Butzer und Joachim Jacob. 2., erweiterte Aufl. Stuttgart 2012. S. 32–34. Hier: S. 32.

32 Léon Wurmser: Scham und der böse Blick. Verstehen der negativen therapeutischen Reaktion. Stuttgart 2011. S. 124.

3. Stimmlosigkeit, Stimmenvielfalt und die bewusste Stimme

Eine fremde Stimme, die gegen ihren Willen aus ihr hervorbrach, eine heisere, rasende Stimme sagte: „Du sollst nicht fortgehen.“

Sie fühlte, daß ihr Vater lächelte, aber sie bezog das nicht auf sich, fühlte sich nicht verantwortlich für den Sinn der Worte, den sie selbst nicht begriff, die Spannung ihrer Nerven löste sich in eine sonderbare Heiterkeit des Körpers auf. Der Oberhoheit ihres Intellekts entwachsen, hatte ihr Blut sein eigenes Leben begonnen, führte die Verteidigung seiner Wünsche in eigener Regie, auf seine Rechnung und Gefahr: wurde Stimme in ihr, Gesetz, Mission. Agnes fühlte, daß etwas Unbegreifliches geschah, das mit dem Lächeln ihres Vaters in einem geheimnisvollen Kontakt des Vergnügens stand, das ihre Denkkraft betäubte, ihr Bewußtsein erschlaffte, aber sie fühlte keine Veranlassung, sich damit zu identifizieren. Es schien ihr ein Traum mit wachen Augen, der ihre Verantwortlichkeit in die groteske Gläubigkeit des Schlafens auflöste.

Die fremde Stimme aus ihr wiederholte: „Du sollst nicht fortgehen. Du spielst mit mir. Wo verbringst du die Abende? Ich habe keinen Menschen als dich. Du sollst nicht lachen. Ich weiß nicht, was ich spreche. Es spricht aus mir. [...]“ (39)

Neben dem offensichtlichen Kontrollverlust über ihren Körper erscheint insbesondere die als fremd markierte Stimme außer Kontrolle. Agnes' Stimme wird triebhaft durch ihr „Blut“, das zugleich „Gesetz“ wird, und uneingeschränkt und absolut herrscht, ohne dass sie ihre Unterwerfung begreift. Agnes verliert im Verlauf der Handlung oft die Kontrolle über ihre Stimme³³, sodass sie ihre Widersprüche teilweise gar nicht formulieren kann.

Narratologisch betrachtet bieten sich mindestens drei teils gegensätzliche, teils sich ergänzende Perspektiven innerhalb der Erzählung an: zunächst auf der Ebene der psychologisierten internen Fokalisierung auf Agnes, außerdem auf der ‚neutralen‘ oder zumindest übergeordneten Perspektivebene der heterodiegetischen Erzählinstanz und auf der Ebene des Vaters, der durch seine psychoanalytische Theoretisierung ein eigenes Narrativ anbietet. Ein Widerstand gegenüber der Instanz der Psychoanalyse, die – hier durch die Vaterfigur – das Unerklärliche dingfest machen will, wird erkennbar. Durch diese dreifache Perspektivierung der Erzählung entsteht eine Verdreifachung des lesenden Blicks um den thematischen Mittelpunkt der Erzählung: die Ursache(n) des Vatersmords. Die Handlung wird in der Außenperspektive, in Agnes' Innenperspektive und im väterlichen Theorienarrativ präsentiert, was eine monokausale Bewertung der Erzählung nach dem Mord erschwert. Diese Vielschichtigkeit der Blickrichtungen beteiligt sich an der Außerkraftsetzung der psychoanalytischen Eindeutigkeiten. Festlegungen, die zudem eine eindeutige Täter-Opfer- oder Schuld-Unschuld-Aufteilung erkennen wollen, schlagen fehl. Der Vatersmord, poetologisch die Katastrophe darstellend, erweist sich für Agnes als Rettung. Die Aussichten auf ein happy ending, im Sinne einer eventuellen Trennung vom Vater, und eine Katastrophe werden im Laufe der Erzählung miteinander konfrontiert: am Anfang, als das Spiel noch aufzuhalten ist, will sie fliehen, am Ende ergibt sich zwangsläufig der Mord als Kulminationspunkt einer Kette tragischer Ereignisse. Somit ergibt sich die Frage, ob das Ende als Rettung der unschuldig schuldig gewordenen Heldin durch den Tyrannenmord oder als ihr Untergang zu werten ist. Sie hat sich zwar von ihrem Vater befreit, wird aber höchstwahrscheinlich wegen Mordes verurteilt werden, dem einen Gefängnis folgt also gewissermaßen das nächste.

³³ Vgl. „Ihre Stimme überschlägt sich“ (30) oder „Ihre Stimme versagt“ (53).

Trotz der beschriebenen Stimmenvielfalt liefert die letzte Szene, unmittelbar nach dem Mord, einen Hinweis auf die ‚Deutungshoheit‘ der Erzählung: Ein Arzt betritt den Raum und stellt Zubas Tod fest; im Folgenden heißt es:

Eine Stimme aus ihr spricht: „Jetzt beginnt mein Leben.“ Der Arzt hat sich umgewendet, erblickt sie: „Jetzt ist es zu Ende“, sagt er streng. „In wenigen Augenblicken wird die Polizei hier sein. Haben Sie mir noch irgend etwas anzuvertrauen?“ Leise, zuversichtlich, beinahe jubelnd, wiederholt Agnes: „Mein Leben beginnt!“ (54)

Auch hier erscheint die Stimme zunächst von ihr abgespalten, ihre Stimme spricht gewissermaßen durch sie. Danach wiederholt sie ihre Aussage mit Nachdruck, sodass erkennbar wird, dass sie nun als selbstbestimmt handelndes Subjekt, als das sie vorher nicht inszeniert wurde, bewusst über ihre Stimme verfügt (wobei auch hier der Eindruck einer Einschränkung durch das relativierende Adverb „beinahe“ entstehen kann). Zum anderen ist sie an dieser Stelle zum ersten Mal in der Lage, einem Arzt und damit einer symbolischen Vaterfigur zu widersprechen und eine eigene Version der Geschichte anzubieten. Die Stimme des Vaters ist ausgelöscht, das Spiel gewonnen und damit das fremdbestimmende Theorienarrativ beendet. Daraus lässt sich ableiten, dass sie es nun auch in einem performativen Sprechakt geschafft hat, das narrativ-theoretische Regime des Vaters zu verlassen, dessen sie sich körperlich bereits entledigte. Agnes bricht durch ihre passive Entsaugung und den vermeintlichen bösen Blick zunächst das Lachen ihres Vaters und damit die Hauptquelle seiner Macht, daraufhin kann sie ihn töten und das Spiel beenden: der Vaternord wird von ihr letztlich als Befreiung begriffen. Nur die vorherige Scham von Agnes wird explizit verhandelt, die (tatsächliche) Schuld spielt für die letztgültige Selbstbewertung der Figur keine Rolle. Die (Darstellung und Wahrnehmung von) Wirklichkeit wird ab jetzt ausschließlich im (Selbst-)Bewusstsein der Hauptfigur konstruiert, nur ihr wird das adäquate und abschließende Wort über die eigene Geschichte zugestanden und damit die Rückkehr zum Selbst ermöglicht.

4. Fazit

Das Verbrechen kann als Tragödie in Prosaform betrachtet werden. Nach der Exposition und der sich fortwährend steigernden Handlung wird mit dem Verführungstanz von Agnes die Peripetie eingeleitet, die zuletzt die Ermordung des Vaters ermöglicht. Agnes' Verwandlung ist vollzogen, als ihr Gesicht zur Maske wird. Auch die Figuren der antiken Tragödien sprachen durch Masken. Der Vaternord stellt schließlich die poetologische Katastrophe dar. Die Hauptfigur dieser Tragödie schwankt in ihrem Scham-Schuld-Dilemma zwischen hohen Prinzipien, die in ihrer Ausschließlichkeit entweder ihr eigenes oder das Leben ihres Antagonisten bewahren. Außerdem erscheint der Ablauf durch die zahlreichen Vorausdeutungen unausweichlich und wird durch die Hybris des Vaters nur begünstigt. Er bekennt sich schon früh zu seiner Schuld, Agnes als Kind zu sehr verhätschelt zu haben und damit verantwortlich für ihre jetzige ödipale Fixierung zu sein. Schuld bezieht sich in dieser dialektisch angelegten Pathographie auf Macht und Stärke, Scham auf Ohnmacht und Schwäche. Die Verhältnisse verkehren sich am Ende: Agnes wird schuldig und dadurch mächtig, Zuba schwach und ohnmächtig. Doch trotz der formaljuristischen Schuld von Agnes wird nicht evident, auf welches Verbrechen der Titel tatsächlich anspielt. Agnes bezeichnet die Manipulationen ihres Vaters als

„Notzucht im Geiste“ (34) und damit als „Verbrechen“ (34). Sie erklärt zudem: „Du bist ein Verbrecher.“ (24) Zuba wiederum verteidigt sich im Hinblick auf Agnes' Erziehung: „Ich habe dich zu sehr geliebt. Ist das ein Verbrechen?“ (60) Das titelgebende Verbrechen wird somit auf mehreren Ebenen verhandelt und lässt sich mehrfach identifizieren: es kann sich auf den tatsächlich kriminellen Akt, den Mord, beziehen, wird aber auch bereits im mental-geistigen Bereich angesiedelt, der die seelischen Dispositionen durch die psychische Manipulation von Agnes zur Folge hat. Die narratologischen wie semantischen Ambivalenzen werden somit zum konstitutiven Moment der gesamten Erzählung.

Der Text entfaltet ein ganzes Feld von Metaphern, Motiven und Symbolen, die auch im wissenschaftlichen Diskurs mit der jeweiligen Geschlechtsopposition verknüpft und hier durch das Wechselspiel mit der literarischen Fiktion durchbrochen werden. Mit der zunächst erkennbaren innerdiegetischen Gleichsetzung von Scham und Weiblichkeit scheint sich Zubas Analyse vorerst zu bestätigen, wird aber durch Verfremdungsverfahren von ihrer ursprünglichen Fatalität entfernt und schließlich zur produktiven Kraft. Die Bruchstellen und die Fragilität der Geschlechterkonstruktionen treten deutlich zutage und halten einer Probe durch die Einleitung der tragischen Komplikationen nicht mehr stand; das zu Beginn festgelegte dichotome Schema von Männlichkeit, Macht, Lachen und Verdinglichung sowie Weiblichkeit, Ohnmacht, Scham und Anerkennungskampf bricht zwangsläufig an der Stelle zusammen, an der Agnes die Spielregeln für sich nutzt. Ihr Handeln bedeutet für sie – trotz der tragischen Erfüllung der Spielregeln – die Befreiung, die den Schlusspunkt einer absehbaren Entwicklung darstellt, die unter dunklen Vorzeichen beginnt. Den Vater zu ermorden entspricht den Todeszeichen der Anfangsszene, die nun jedoch nicht mehr ihr gelten.

Zuletzt und mit Blick auf die aktuelle Literaturgeschichtsschreibung ist Mela Hartwigs Kanonisierung auch trotz späterer Versuche, vor allem um die Jahrtausendwende, völlig missglückt³⁴; vielleicht auch, weil sich *Das Verbrechen* weder stilistisch noch thematisch konzise in die vorrangig neusachliche Ästhetik der 1920er Jahre einordnen lässt. Die zeitgenössische wie nachträgliche Aufnahme in den Kanon schlug somit offenbar auch aufgrund von Abweichungen vom neusachlichen Stil und der mangelnden Repräsentanz einer literarischen Epoche oder Strömung überhaupt fehl. Dennoch begründet sich Hartwigs Unterrepräsentanz im Kanon nicht nur mit der Abweichung vom damals populären neusachlichen Duktus – zumal sie auch genuin neusachliche Texte geschrieben hat – oder der schwierigen Verlagsgeschichte und den politischen Veränderungen. Auch hängen

34 Zu den raren Veröffentlichungen über Mela Hartwig sind neben der 1992 durch Hartmut Vollmer besorgten Neuauflage des erstmals 1928 erschienenen *Ekstasen*-Bandes einige Aufsätze zu zählen, darunter: Petra Maria Wende: Eine vergessene Grenzgängerin zwischen den Künsten. Mela Hartwig 1893 Wien – 1967 London. In: *Ariadne* 13 (1997) H. 31. S. 32–37; Evelyne Polt-Heinzl: Mela Hartwigs Fallgeschichten. Korrekturen zum Thema Hysterie. In: *Literatur und Kultur im Österreich der Zwanziger Jahre. Vorschläge zu einem transdisziplinären Epochenprofil*. Bielefeld 2007. S. 211–226; und Ulrike Stamm: Die ‚Nullität‘ der Frau und der Einspruch gegen das autonome Subjekt. Mela Hartwigs Roman *Das Weib ist ein Nichts*. In: *City Girls. Bubiköpfe & Blaustrümpfe in den 1920er Jahren*. Hrsg. von Julia Freytag und Alexandra Tacke. Köln [u. a.] 2011. S. 55–69. 2002 veröffentlichte Bettina Fraisl eine Monographie, die unter Rückgriff auf psychoanalytische und feministische Theoreme die Dekonstruktion von Weiblichkeit und Leiblichkeit bei Mela Hartwig untersucht. Vgl. Bettina Fraisl: *Körper und Text. (De-)Konstruktion von Weiblichkeit und Leiblichkeit bei Mela Hartwig*. Wien 2002 (= *Studien zur Moderne* 17). Fraisl hat 2001 außerdem die Veröffentlichung des nachgelassenen Romans *Bin ich ein überflüssiger Mensch?* im Droschl-Verlag bewirkt. Vgl. Mela Hartwig: *Bin ich ein überflüssiger Mensch?* Roman. Mit einem Nachwort von Bettina Fraisl. 2. Aufl. Graz [u. a.] 2001. 2004 erschien, ebenfalls im Droschl-Verlag, eine Neuauflage des *Ekstasen*-Bandes mit zusätzlichen nachgelassenen Erzählungen Hartwigs. Vgl. Mela Hartwig: *Das Verbrechen. Novellen und Erzählungen*. Mit einem Vorwort von Margit Schreiner. Graz [u. a.] 2004.

Kanonisierungsmechanismen oftmals mit geschlechtsspezifischen (Vor-)Urteilen zusammen. Nur wenige Autorinnen werden kanonisch, und sofern sie überhaupt Berücksichtigung erfahren, werden sie oft „als ‚Frauenliteratur‘ isoliert“³⁵, wie sich auch an den Ausführungen Murray G. Halls über den Zsolnay-Verlag zeigen lässt, der seine Erläuterungen zu Mela Hartwig dem Kapitel „Frauen und ‚Frauenromane‘“ zuordnet.³⁶ Insbesondere die Aspekte der „praktische[n] Behinderungen des weiblichen Schreibens (*prohibitions*), irrationale, aber interessengebundene Voreingenommenheit gegen die weibliche Fähigkeit zum Schreiben (*bad faith*)“³⁷ und die „Abwertung der Werke durch [...] Zuordnungen zu mindergewerteten Arten und Gattungen von Literatur (Frauen-, Regional-, Tagebuch- und Briefliteratur, triviale Unterhaltungsliteratur)“³⁸ scheinen in Bezug auf Mela Hartwig wirkmächtig geworden zu sein.

Mela Hartwig verbleibt mit *Das Verbrechen* und auch mit ihren anderen stilpluralistischen Schwellentexten insgesamt in ihrer die Themen, Motive, Diktionen und Diskurse der Moderne vereinenden und problematisierenden Zwischenposition, die verschiedene Dekonstruktionsverfahren ermöglicht. Die Modernität und die kunstvolle Ambivalenz ihrer Texte, die die historische Variabilität der damaligen Phänomene (und Diagnosen) markieren, lassen hoffen, dass die längst überfällige Rezeption ihres Werks wieder einsetzt.

Literatur

Primärtext

Hartwig, Mela: *Das Verbrechen*. In: *Das Verbrechen. Novellen und Erzählungen*. Mit einem Vorwort von Margit Schreiner. Graz [u. a.] 2004. S. 19–61.

Weitere Texte

Baudelaire, Charles: *Das signifikant und das absolut Komische*. In: *Texte zur Theorie der Komik*. Hrsg. von Helmut Bachmaier. Stuttgart 2005. S. 65–73.

Butler, Judith: *Kritik der ethischen Gewalt*. Aus dem Englischen von Reiner Ansén und Michael Adrian. 4. Aufl. Frankfurt am Main 2014.

Döblin, Alfred: *Unbekannte junge Erzähler*. In: *Die Literarische Welt* 3 (18.03.1927). S. 11.

Fähnders, Walter: *Über zwei Romane, die 1933 nicht erscheinen durften*. Mela Hartwigs *Bin ich ein überflüssiger Mensch?* und Ruth Landshoff-Yorcks *Roman einer Tänzerin*. In: *Regionaler Kulturraum und intellektuelle Kommunikation vom Humanismus bis ins Zeitalter des Internets*. Festschrift für Klaus Garber. Hrsg. von Axel E. Walter. Amsterdam [u. a.] 2005 (= *Chloe*: Beihefte zum *Daphnis* 36). S. 161–190.

Fraisl, Bettina: *Körper und Text. (De-)Konstruktion von Weiblichkeit und Leiblichkeit bei Mela Hartwig*. Wien 2002 (= *Studien zur Moderne* 17).

Freud, Sigmund: *Bruchstück einer Hysterie-Analyse* [1905]. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2007.

35 Renate von Heydebrand und Simone Winko: *Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 19/2 (1994). S. 96–172. Hier: S. 99.

36 Vgl. Murray G. Hall: *Der Paul Zsolnay Verlag*. S. 175.

37 Renate von Heydebrand und Simone Winko: *Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon*. S. 100f.

38 Ebd. S. 101.

- Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen [1977]. In: Sexualität und Wahrheit. Bd. 1. 14. durchgesehene und korrigierte Aufl. Frankfurt am Main 2003.
- Hall, Murray G.: Der Paul Zsolnay Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil. Tübingen 1994 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 45).
- Hartwig, Mela: Virginia Woolf. In: Das Silberboot 5 (1951). S. 47–52.
- Hartwig, Mela: Bin ich ein überflüssiger Mensch? Roman. Mit einem Nachwort von Bettina Fraisl. 2. Aufl. Graz [u. a.] 2001.
- Hebbel, Friedrich: Judith [1841]. In: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 1. Dramen I (1841–1847). Judith – Genova – Der Diamant. Besorgt von Richard Maria Werner. Berlin 1904. S. 1–81.
- Heydebrand, Renate von und Simone Winko: Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 19/2 (1994). S. 96–172.
- Honneth, Axel: Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie. Frankfurt am Main 2015.
- Honneth, Axel: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Mit einem neuen Nachwort. 9. Aufl. Frankfurt am Main 2016.
- Huizinga, Johan: Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel [1938]. 24. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2015.
- Kernmayer, Hildegard: Ekstasen oder Das Andere der Vernunft. Mela Hartwigs Kritik an der rationalistischen Moderne. In: Über den Dächern von Graz ist Liesl wahrhaftig. Eine Stadtgeschichte der Grazer Frauen (= Dokumentation 15). Wien 1996. S. 166–187.
- L.v.J.: Eine Frau seziert Frauen. In: Vossische Zeitung (18.03.1928). Beil.: Literarische Umschau.
- Nicklas, Pascal: Auge. In: Metzler Lexikon literarischer Symbole. Hrsg. von Günter Butzer und Joachim Jacob. 2., erweiterte Aufl. Stuttgart 2012. S. 32–34.
- Oven, Jörn: Mela Hartwig. Ekstasen. In: Die Schöne Literatur 29 (1928) H. 6. S. 291.
- Polt-Heinzl, Evelyne: Mela Hartwigs Fallgeschichten. Korrekturen zum Thema Hysterie. In: Literatur und Kultur im Österreich der Zwanziger Jahre. Vorschläge zu einem transdisziplinären Epochenprofil. Bielefeld 2007. S. 211–226.
- Porto, Petra: Sexuelle Norm und Abweichung. Aspekte des literarischen und des theoretischen Diskurses der Frühen Moderne (1890-1930). München 2011 (= Theorie und Praxis der Interpretation 9).
- Richter-Schröder, Karin: Frauenliteratur und weibliche Ästhetik. Theoretische Ansätze zu einer weiblichen Ästhetik und zur Entwicklung der neuen deutschen Frauenliteratur. Frankfurt am Main 1986 (= Hochschulschriften: Literaturwissenschaft 80).
- Rühling, Lutz: Psychologische Zugänge. In: Grundzüge der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. 3. Aufl. München 1999. S. 479–497.
- Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Der zerbrochene Spiegel. Weibliche Kritik der Psychoanalyse in Mela Hartwigs Novellen. In: Modern Austrian Literature. Journal of the International Arthur Schnitzler Research Association 12/3-4 (1979). S. 77–95.
- Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Exil und literarische Produktion. Das Beispiel Mela Hartwig. In: Keine Klage über England? Deutsche und österreichische Exilerfahrungen in Großbritannien 1933-1945. Hrsg. von Charmian Brinson, Richard Dove, Anthony Grenville, Marian Malet und Jennifer Taylor. München 1998. S. 88–99.

- Stamm, Ulrike: Die ‚Nullität‘ der Frau und der Einspruch gegen das autonome Subjekt. Mela Hartwigs Roman *Das Weib ist ein Nichts*. In: City Girls. Bubiköpfe & Blaustrümpfe in den 1920er Jahren. Hrsg. von Julia Freytag und Alexandra Tacke. Köln [u. a.] 2011. S. 55–69.
- Hartmut Vollmer: Nachwort. In: Mela Hartwig. Ekstasen. Novellen. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Vollmer. Frankfurt am Main [u. a.] 1992.
- Wende, Petra Maria: Eine vergessene Grenzgängerin zwischen den Künsten. Mela Hartwig 1893 Wien – 1967 London. In: Ariadne 13 (1997) H. 31. S. 32–37.
- Wischmann, Antje: Auf die Probe gestellt. Zur Debatte um die ‚neue Frau‘ der 1920er und 1930er Jahre in Schweden, Dänemark und Deutschland. Freiburg im Breisgau [u. a.] 2006.
- Wünsch, Marianne: Sexuelle Abweichungen im theoretischen Diskurs und in der Literatur der frühen Moderne. In: Literatur und Wissen(schaften) 1890–1935. Hrsg. von Christine Maillard und Michael Titzmann. Stuttgart [u. a.] 2002. S. 349–368.
- Wurmser, Léon: Scham und der böse Blick. Verstehen der negativen therapeutischen Reaktion. Stuttgart 2011.

Marijke Box

Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)
Universität Bielefeld
marijke.box@uni-bielefeld.de

Der Gender Pay Gap in Europa

Alexandra Scheele & Andrea Jochmann-Döll

In allen Ländern Europas liegt der durchschnittliche Verdienst von Frauen unter dem von Männern. Die statistische, unbereinigte Lohnlücke in Deutschland beträgt 22 %, mit einer deutlichen Differenz zwischen Ostdeutschland, wo sie bei 9 % liegt und Westdeutschland, wo der „Gender Pay Gap“ 23 % beträgt. Die Entgelt Differenz hat viele strukturelle Ursachen, wie z. B. die Segregation des Arbeitsmarktes, also die ungleiche Verteilung von Frauen und Männern auf verschiedene Wirtschaftszweige und Berufe, wobei Frauen überdurchschnittlich in Wirtschaftszweigen und Berufen vertreten sind, in denen das Einkommensniveau vergleichsweise niedrig ist. Hier stellt sich die Frage, ob die geringere Vergütung sachlich begründet werden kann oder eine Unterbewertung dieser frauendominierten Tätigkeiten darstellt. Auch Einschränkungen oder Unterbrechungen des Erwerbslebens aus familiären Gründen durch Teilzeitbeschäftigung und/oder Erwerbsunterbrechungen betreffen immer noch überwiegend Frauen und verursachen einen Teil der Entgelt Differenz durch geringere Aufstiegschancen und Verdienstmöglichkeiten nach der Familienphase. Weitere Ursachen der Entgelt Differenz liegen in mittelbarer oder unmittelbarer Benachteiligung bei der Entgeltfindung, also in der Verletzung des Prinzips der gleichen Bezahlung für gleiche und gleichwertige Arbeit.

Die Bundesregierung hat in diesem Jahr ein Gesetz zur Lohngerechtigkeit auf den Weg gebracht, mit dem mehr Transparenz bei geschlechtsspezifischen Entgeltstrukturen ermöglicht werden soll. Damit erfüllt sie die im Koalitionsvertrag der großen Koalition im Jahr 2013 getroffene Vereinbarung, nach der sich „die Koalitionspartner einig [sind], dass die bestehende Lohndifferenz zwischen Männern und Frauen nicht zu akzeptieren ist“ (Koalitionsvertrag 2013, 103). Das Gesetz sieht vor, dass es einen individuellen Auskunftsanspruch für Beschäftigte gibt, die in Betrieben mit mehr als 200 Beschäftigten arbeiten. Das bedeutet, sie dürfen – entweder über den Betriebsrat (falls vorhanden) oder direkt vom Arbeitgeber – erfahren, wie sie im Vergleich zu anderen bezahlt werden. Darüber hinaus sollen Unternehmen mit mindestens 500 Beschäftigten aufgefordert werden, mindestens alle fünf Jahre ein Prüfverfahren durchzuführen. Und Lageberichtspflichtige Unternehmen (Kapitalgesellschaften) mit mehr als 500 Beschäftigten müssen künftig regelmäßig über Maßnahmen zur Gleichstellung und zur Entgeltgleichheit im Unternehmen berichten.

Eine genauere Analyse der Ursachen des Gender Pay Gaps, wie sie aktuell im Rahmen eines 2016 abgeschlossenen Forschungs- und Praxisprojektes vorgenommen wurde, zeigt jedoch, dass es jenseits der an Betriebe adressierten Gesetzesinitiative auch darum gehen muss, die unterschiedliche Bewertung von beruflichen Tätigkeiten in den Blick zu nehmen sowie weitere potenzielle Diskriminierungstatbestände zu identifizieren.

Es handelt sich hier um eine leicht aktualisierte Fassung eines Beitrages, der zuerst in der Zeitschrift „Femina Politica“, Heft 2/2015, S. 83–92 erschienen ist. Wir danken Barbara Budrich für die Erlaubnis zum Wiederabdruck.

1. Das Projekt „Gender Pay Gap: New Solutions for an Old Problem“

Das Projekt „Gender Pay Gap: New Solutions for an Old Problem“ wurde 2014 bis 2016 im Rahmen des PROGRESS Programms der Europäischen Union gefördert und hatte das Ziel, in Zusammenarbeit mit Gewerkschaften, Gleichstellungsinstitutionen und anderen relevanten AkteurInnen innovative Strategien zur Verringerung des Gender Pay Gap zu entwickeln. Beteiligt waren WissenschaftlerInnen und VertreterInnen von Gewerkschaften und Gleichstellungsinstitutionen aus Belgien, Deutschland, Estland, Kroatien, Österreich und Spanien sowie VertreterInnen des Europäischen Gewerkschaftsbundes². Das Projekt umfasste einen mehrdimensionalen Ansatz bestehend aus Forschung, Vernetzungsaktivitäten, gegenseitigem Austausch, der Entwicklung und Umsetzung von Initiativen sowie Öffentlichkeitsarbeit. Im Zentrum steht dabei der theoretische und praktische Austausch zwischen WissenschaftlerInnen und Interessenvertretungen.

In der ersten Phase des Projektes³ wurden länder- und sektorspezifische Analysen der Entgeltungleichheit in den beteiligten Ländern erstellt⁴. Am Beispiel des Finanzsektors und des Gesundheitssektors wurde untersucht, wie sich die Mechanismen zur Festlegung von Löhnen und Gehältern in Hinblick auf Individualisierung, Flexibilisierung, Einfluss von Gewerkschaften und die Rolle von Gleichstellungsinstitutionen verändert haben und welchen Einfluss Gewerkschaften und Gleichstellungsinstitutionen auf geschlechtsspezifische Einkommensunterschiede nehmen können. Die Ergebnisse dieser Analyse für Deutschland werden im Folgenden zusammengefasst. Anschließend werden exemplarisch einige im Ländervergleich relevante Aspekte dargestellt.

2. Zwei unterschiedliche Dienstleistungssektoren

Die beiden untersuchten Sektoren weisen hinsichtlich der Beschäftigungs- und Einkommenssituation deutliche Unterschiede auf – das einzig verbindende Merkmal ist der Umstand, dass Frauen die Mehrheit der Beschäftigten stellen. Der Frauenanteil an den sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten beträgt bei den Finanz- und Versicherungsdienstleistungen 56,1 % und bei den Gesundheitsdienstleistungen 81 %. Wenn es um den Anteil von Frauen in Führungspositionen geht, bildet jedoch der Finanzsektor mit nur 12 % Frauen in der ersten und 26 % in der zweiten

2 An dem Projekt waren folgende Institutionen beteiligt: CESI – Center for Education, Counselling and Research (Kroatien), BTU Cottbus-Senftenberg, Lehrstuhl Wirtschafts- und Industriesoziologie (Deutschland), L&R Sozialforschung (Österreich), RoSa – Role and Society vzw, Documentation Center, Library and Archives on Equal Opportunities, Feminism and Women's Studies (Belgien), The Tavistock Institute for Human Relations (UK) und Tomillo Center for Economic Studies (Spanien) und das Praxis Centre for Policy Studies (Estland). In Deutschland sind der Deutsche Gewerkschaftsbund (Abteilung Frauen-, Gleichstellungs- und Familienpolitik), ver.di (Tarifpolitische Grundsatzabteilung) und IG Metall (Ressort Frauen und Gleichstellungspolitik) als strategische PartnerInnen beteiligt.

3 Neben der wissenschaftlichen Studie wurde in einem zweiten Schritt das EU-Netzwerk „Gender Wage Watchers“ aufgebaut. Basis dieses Netzwerkes ist eine Website (www.genderpaygap.eu), auf der Informationen zur Entgeltungleichheit in Europa, links zu Tarifrrechnern oder Initiativen zur Beseitigung des Gender Pay Gaps sowie Aktivitäten rund um das Projekt zu finden sind. Darüber hinaus findet ein Austausch zwischen VertreterInnen der Tarifparteien sowie von Gleichstellungsinstitutionen der sechs beteiligten Länder im Rahmen von Werkstattgesprächen statt.

4 Beteiligte WissenschaftlerInnen für Deutschland sind Alexandra Scheele und Andrea Jochmann-Döll. Die Analyse basiert auf einer Auswertung von Texten und Materialien zum Thema sowie von empirischen Daten (überwiegend vom Statistischen Bundesamt und der Bundesagentur für Arbeit). Darüber hinaus wurden zwischen Januar und Mai 2015 insgesamt 12 Experteninterviews (7 persönlich, 3 telefonisch und 2 schriftlich) mit VertreterInnen des WSI in der Hans-Böckler-Stiftung, des DGB, von ver.di sowie dem Verband medizinischer Fachberufe geführt.

Führungsebene im Jahr 2012 nahezu das Schlusslicht aller Branchen (Bechmann u. a. 2013, 27). Nur im Bausektor, in der Energie- und Wasserwirtschaft sowie im Produzierenden Gewerbe besetzen noch weniger Frauen Führungspositionen – allerdings ist hier auch ihr Beschäftigtenanteil geringer. Im Gesundheits- und Sozialsektor liegt der Anteil von Frauen in Führungspositionen zwar ebenfalls unter ihrem Beschäftigtenanteil (77 %), aber immerhin bei 48 % in der ersten Führungsebene und 68 % in der zweiten Führungsebene (ebd.). Blickt man nun auf das Einkommen von Frauen und Männern, dann zeigen sich in beiden Branchen deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern, was die folgenden Abschnitte ausführlich darstellen.

2.1 Finanz- und Versicherungsdienstleistungen

Die Einkommen im Finanz- und Versicherungssektor sind die höchsten aller Dienstleistungsbereiche und liegen sogar über dem Durchschnittsverdienst im Produzierenden Gewerbe. Nur in der Informations- und Kommunikationsdienstleistungsbranche werden annähernd so hohe Vergütungen gezahlt wie im Finanzbereich. Innerhalb des Produktionssektors zahlt nur die Energieversorgungswirtschaft höhere Einkommen.

Bei den Finanz- und Versicherungsdienstleistungen liegt das Bruttomonatseinkommen von Männern nach Angaben des Statistischen Bundesamtes inklusive der Bonuszahlungen bei 5.705 Euro, Frauen hingegen verdienen 4.010 Euro und damit durchschnittlich knapp 1.700 Euro weniger. Dies entspricht einem Gender Pay Gap von 29,7 %.

Ein Teil dieses Gehaltsunterschieds wird beeinflusst durch die geschlechtsspezifische horizontale wie vertikale Segregation innerhalb des Sektors. Hinsichtlich der horizontalen Verteilung der Beschäftigten kann beobachtet werden, dass es mehrheitlich mit Männern besetzte Bereiche, wie zum Beispiel Marketing- und Investmentbanking, und mehrheitlich mit Frauen besetzte Bereiche gibt, wie zum Beispiel das Privatkundengeschäft oder Call Center. Tätigkeiten in den frauendominierten Einheiten sind in der Regel geringer bewertet und schlechter bezahlt, während jene Berufsgruppen mit besseren Einkommensmöglichkeiten meist mit Männern besetzt sind. Einige der befragten Experten bestätigten darüber hinaus, dass typische Charakteristika der frauendominierten Tätigkeitsfelder, wie Kommunikationsfähigkeiten oder psycho-soziale Kompetenzen innerhalb der allgemeinen Arbeitsbewertungssysteme des Finanz- und Versicherungssektors nicht berücksichtigt werden. Die vertikale Segregation zeigt sich in dem abnehmenden Frauenanteil auf den höheren Hierarchie- bzw. Managementebenen. Bemerkenswert ist jedoch, dass der Gender Pay Gap mit der betrieblichen Position steigt. In der obersten Leistungsgruppe (Beschäftigte in Führungspositionen) beträgt der Gender Pay Gap im Branchendurchschnitt 26,1 %, während er in der untersten Leistungsgruppe (Beschäftigte mit Anlernertätigkeiten) „nur“ 6,4 % beträgt. Eine Schlussfolgerung aus diesem Befund lautet deshalb: Ein Durchbrechen der „Gläsernen Decke“ von Frauen im Finanzsektor ist gleichstellungspolitisch zwar zweifellos ein wichtiges Ziel, jedoch scheint das Problem der Entgeltungleichheit dadurch nicht grundsätzlich gelöst werden zu können.

Darüber hinaus weist der Sektor der Finanz- und Versicherungsdienstleistungen weitere Besonderheiten auf, die ursächlich für die Entgeltungleichheit sind: Das Einkommen ist zwar mehrheitlich tarifvertraglich geregelt – über Flächen- und Haustarifverträge –, diese regeln aber nur

das Grundgehalt und geben nur grob Richtlinien für weitere Gehaltsbestandteile vor (Öffnungsklauseln). Dies führt dazu, dass es auf der betrieblichen Ebene große Spielräume für die Entgeltfindung gibt und der Anteil an leistungsbezogenen Vergütungen und Boni hoch ist. Die Regelungen für die Vergabe von Leistungsvergütungen und Boni werden meist betrieblich konkretisiert und ermöglichen häufig individuelle Entscheidungen von Vorgesetzten, die durch Geschlechterstereotype geprägt sein können. Weit verbreitet im Finanzsektor sind außerdem Gehaltsbandbreiten. Dies bedeutet, dass den Entgeltgruppen kein fester Entgeltbetrag von X Euro entspricht, sondern eine Bandbreite von X bis Y Euro. Transparente, überprüfbare und eindeutige Regelungen darüber, wie sich die Position eines/einer Beschäftigten innerhalb der Gehaltsbandbreite bestimmt, fehlen häufig. Dies führt dazu, dass das konkrete Gehalt relativ willkürlich festgelegt wird und individuelle Gehaltsverhandlungen besonders wichtig werden. Dies kann sich zum Nachteil von Frauen auswirken, da Geschlechterstereotype in subjektiven und individuellen Entscheidungsprozessen besonders wirkmächtig sind und Frauen sich darüber hinaus möglicherweise in einer schwächeren Verhandlungsposition befinden und niedrigere Forderungen stellen – was allerdings keinesfalls eine Rechtfertigung für die niedrigere Bezahlung gleicher oder gleichwertiger Tätigkeiten von Frauen wäre.

Trotz dieser signifikanten Einkommensunterschiede und der identifizierbaren Diskriminierungspotenziale kommt das Thema der Entgeltungleichheit zwischen Frauen und Männern im Finanz- und Versicherungssektor jedoch bislang kaum zur Sprache. Die von uns befragten Gewerkschaftsvertreterinnen erklären dies zum einen damit, dass in der Branche im Vergleich zu anderen sogenannten „Frauenberufen“ vergleichsweise hohe Einkommen gezahlt werden, wodurch die geringere Bewertung und Bezahlung der geleisteten Tätigkeit im Vergleich zu Männern nicht so deutlich ins Auge sticht. Zum anderen handelt es sich – wie bereits erwähnt – um einen Sektor mit zwar seit Jahren rückläufiger, aber dennoch weiterhin relativ hoher Tarifbindung. Die Existenz eines Tarifvertrages vermittelt den Beschäftigten den Eindruck, „korrekt“ und auch diskriminierungsfrei bezahlt zu werden. Mögliche mittelbar diskriminierende Regelungen in Tarifverträgen sind oft nur schwer erkennbar und deshalb zwar einigen ExpertInnen bekannt, vielen Beschäftigten jedoch nicht.

Darüber hinaus stehen gegenwärtig andere Herausforderungen im Zentrum: Alle Beschäftigten sind von gravierenden Veränderungen der Arbeitsprozesse durch zunehmende Industrialisierung und Digitalisierung sowie den damit verbundenen kontinuierlichen organisationalen Umstrukturierungen und von Personalabbau betroffen. Geschlechterungleichheiten werden dennoch thematisiert, und zwar vorrangig hinsichtlich der Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie der Erhöhung des Anteils von Frauen in Führungspositionen.

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Daten zum Gender Pay Gap und den potentiell diskriminierenden Mechanismen in diesem Sektor erscheint es folgerichtig und begrüßenswert, dass die Gewerkschaft ver.di plant, das Thema auf die Agenda zu setzen – z. B. im Rahmen der Entwicklung neuer tarifpolitischer Instrumente oder bei der Diskussion um die demografische Entwicklung und das Fehlen qualifizierter Fachkräfte.

2.2 Gesundheitsdienstleistungen

Die Situation im Gesundheits- und Sozialwesen stellt sich grundsätzlich anders dar als im Finanz- und Versicherungssektor: Während die Einkommen im Finanzsektor im oberen Bereich liegen, gehören die Einkommen im Gesundheits- und Sozialwesen zu den niedrigsten von allen Wirtschaftszweigen und liegen sogar unter dem Durchschnitt aller Dienstleistungsberufe – mit Ausnahme der Gastronomie, die am untersten Ende der Skala ist. Keine Wirtschaftsgruppe im Produktionssektor zahlt niedrigere Durchschnittslöhne: Selbst in der Bauindustrie, wo die niedrigsten Löhne des Produktionssektors bezahlt werden, sind die Löhne höher.

Auch die Einkommensdifferenz zwischen Frauen und Männern ist bei den Gesundheitsdienstleistungen nicht nur höher als der deutsche Gesamtdurchschnitt, sondern auch höher als im Finanzsektor: Im Gesundheitswesen verdienen Männer monatlich durchschnittlich 5.087 Euro Brutto und Frauen 3.299 Euro. Dies entspricht einer Differenz von 1.788 Euro oder 35,1 %.

Auch innerhalb eines Berufes verdienen Frauen im Gesundheitssektor weniger als Männer: Der Lohnspiegel des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts in der Hans-Böckler-Stiftung errechnete 2014 ein Gender Pay Gap von 7 % für Krankenpflegekräfte (Frauen 2.426 Euro/Monat, Männer 2.613 Euro/Monat)⁵. Einer der Gründe für die Einkommensdifferenz ist auch im Gesundheitssektor die vertikale und horizontale Segregation auf dem Gesundheits-Arbeitsmarkt und in den Unternehmen. In die durchschnittliche Entgeltlücke fließen die Einkommen aus unterschiedlichen Berufen und Tätigkeitsfeldern ein, wie zum Beispiel in der Wirtschaftsgruppe „Arzt- und Zahnarztpraxen“. Hier gehen sowohl die Einkommen von (niedergelassenen) Ärzten/Ärztinnen und Zahnärzten/Zahnärztinnen als auch die Einkommen von medizinischen und zahnmedizinischen Fachangestellten in die Berechnung der Einkommenslücke ein. Sie beträgt in dieser Wirtschaftsgruppe 51 %. Eine ähnliche Segregation dürfte auch in der Wirtschaftsgruppe „Krankenhäuser“ zu beobachten sein. In der Wirtschaftsgruppe „Gesundheitswesen anderweitig nicht genannt“ – mit dem niedrigsten Gender Pay Gap des Gesundheitswesens von 16,4 % – könnten eher gemischt besetzte Tätigkeiten oder männlich dominierte Tätigkeiten mit im Vergleich zu ÄrztInnen niedrigeren Einkommen zusammengefasst sein, wie zum Beispiel im Rettungsdienst. Ob die Einkommensdifferenzen zwischen den ärztlichen und den pflegerischen bzw. betreuenden Tätigkeiten im Gesundheitswesen durch Unterschiede in den Anforderungen der Tätigkeiten zweifelsfrei begründet sind oder ob die weiblich dominierten Tätigkeiten unterbewertet und unterbezahlt sind, darüber gibt die Entgeltlücke keinen Aufschluss.

Ein weiterer Einfluss auf die hohe Einkommenslücke ergibt sich dadurch, dass Frauen häufiger in kleineren Betrieben – z. B. als Medizinische Fachangestellte in Mikrobetrieben – und in Betrieben ohne (starke) betriebliche Interessenvertretung und ohne Tarifbindung arbeiten.

⁵ Gender Pay Gap: Deutliche Unterschiede zwischen den Berufen, https://www.boeckler.de/45167_51350.htm Zugriff am 02.06.2017. Der Gender Pay Gap beträgt nach einer anderen Quelle (Bogai u. a. 2015, 19) bei examinierten Krankenpflegekräften 9,4 %, bei KrankenpflegehelferInnen 9,2 %

Darüber hinaus beschreiben die befragten ExpertInnen weitere Mechanismen, die sich in einer geringeren Vergütung der frauendominierten Berufe im Gesundheitssektor und gleichzeitig einem hohen Gender Pay Gap niederschlagen:

- Die Veränderungen im Gesundheitssystem und seiner Finanzierung in den vergangenen Jahrzehnten haben zu großem Kostendruck und einem Konzentrations- und Privatisierungsprozess geführt. Dies schlägt sich in niedrigen Löhnen nieder, der Frauen (als angeblichen Hinzuverdienerinnen) eher zugemutet wird – und von ihnen auch akzeptiert wird. Die höher bezahlten Tätigkeiten in den Betrieben werden häufig von den wenigen männlichen Beschäftigten verrichtet, sei es, weil sie die niedrigen Entgelte nicht akzeptieren und berufliche Entwicklungsmöglichkeiten suchen oder weil sie (als angebliche Familiernährer) stärker gefördert und zum beruflichen Aufstieg motiviert wurden.
- Auch der sogenannte „Nightingale-Effect“ spielt eine Rolle, demzufolge von Frauen in Pflege- und Gesundheitsberufen erwartet wird, aus einem moralischen Antrieb und einer inneren Motivation zur Fürsorge und Pflege von Menschen heraus zu arbeiten. Die eigentliche „Entlohnung“ bestehe demzufolge in dem Wohlergehen und der Dankbarkeit der gepflegten und betreuten Personen bzw. (vor allem in kirchlichen Einrichtungen) im „Gotteslohn“ und weniger in der finanziellen Vergütung.
- Verstärkend wirkt bei vielen Beschäftigten ein Arbeitsethos, der sich vorrangig aus der Fürsorgepflicht für kranke Menschen und hohen professionellen Standards speist. Die eigene Karriere mit den damit verbundenen Verdienstmöglichkeiten erhält im Fall widerstreitender Interessen dadurch stets eine nachrangige Priorität. Dies wirke sich dann auch auf ihre (gewerkschaftliche) Verhandlungsmacht aus. Gewerkschaftliche Aktionen, wie zum Beispiel eine bundesweite Aktion zur Prüfung der Personalbesetzung in Nachtschichten oder ein Streik von Beschäftigten eines großen Klinik Konzerns zur Verbesserung von Personalstandards können als erste Anzeichen eines Bewusstseinswandels gedeutet werden. Sie betrafen allerdings (noch) nicht die tarifliche oder betriebliche Entgeltpolitik.

Trotz der deutlichen Entgeltdifferenzen und Hinweise auf Diskriminierungen beim Entgelt ist auch in diesem Sektor das Thema Entgeltgleichheit bislang nur ein marginales Thema. Ein befragter Experte begründet dies mit dem extrem hohen Frauenanteil unter den Beschäftigten. Da diese die Mehrheit der Beschäftigten stellen, käme vielen die Möglichkeit kaum in den Sinn, dass die unterrepräsentierten Männer mehr verdienen.

Für die Gewerkschaft ver.di steht gegenwärtig eher eine Diskussion über das allgemeine – niedrige – Lohnniveau im Zentrum sowie die Arbeitsbelastung durch Arbeitsverdichtung. Die aktuelle ver.di Kampagne „Pflege 3000“ verfolgt dabei das Ziel, die Pflegeberufe deutlich aufzuwerten. So soll eine examinierte Pflegekraft, die Vollzeit arbeitet, künftig mindestens 3.000 Euro monatlich verdienen.

Die Diversität des Sektors der Gesundheitsdienstleistungen, die sich insbesondere auch darin ausdrückt, dass die Beschäftigten nicht nur in größeren Organisationen wie Krankenhäusern arbeiten, sondern zu einem nicht unerheblichen Anteil auch in Kleinbetrieben wie Arztpraxen tätig sind, erschwert die eingangs angesprochene Umsetzung einer transparenten Entgeltpolitik – vor

allem, wenn sie tatsächlich nur für große Unternehmen gelten sollte. Hier sind unter anderem Berufsverbände und Gewerkschaften gefordert, alternative Maßnahmen zu entwickeln.

3. Ein Blick in andere EU-Länder

Die Entgeltlücken in den anderen fünf am Projekt beteiligten EU-Ländern unterscheiden sich deutlich voneinander. Dies gilt sowohl für den Gender Pay Gap auf nationaler Ebene als auch für die Entgeltdifferenzen in den betrachteten beiden Wirtschaftssektoren. Deutschland liegt jeweils im Mittelfeld der Entgeltdifferenzen. Die niedrigsten nationalen Gender Pay Gaps finden sich in Kroatien (7,4 %) und Belgien (9,8 %). Der Gender Pay Gap im Finanzsektor in Kroatien ist mit 16,8 % niedriger als in allen anderen beteiligten Ländern, den niedrigsten Gender Pay Gap im Gesundheitswesen weist Belgien mit 8,8 % aus (siehe Abbildung).

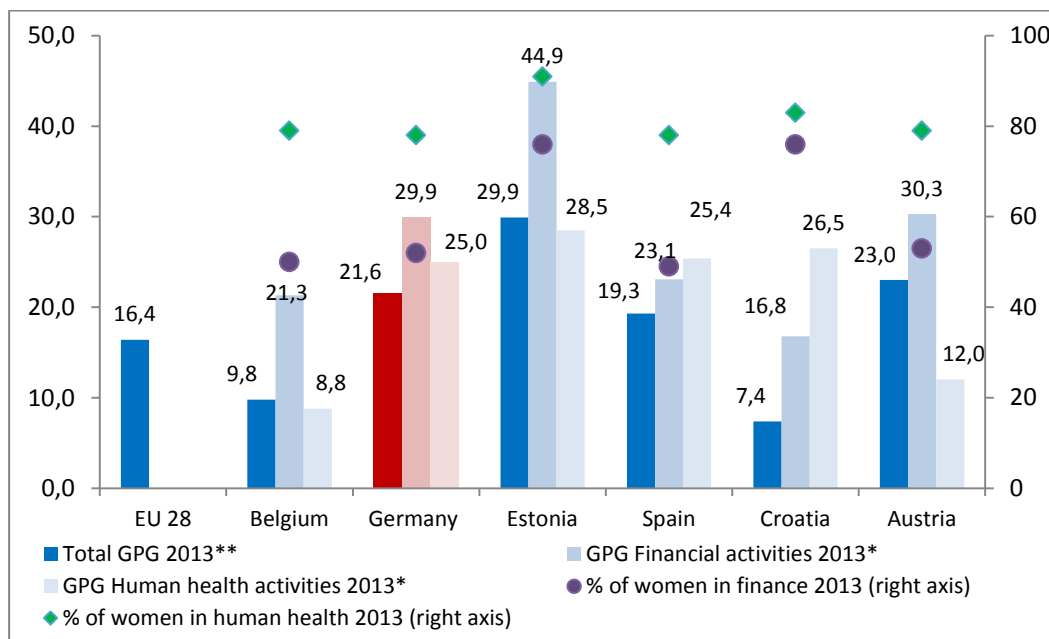


Abbildung: Der Gender Pay Gap in ausgewählten europäischen Ländern, national, im Finanz- und im Gesundheitssektor. Quelle: Eurostat, LFS (online data code: earn_gr_gpgr2 and lfsa_egan2); ** total GPG except public administration, defence, compulsory social security; NACE Rev. 2 (structure of earnings survey methodology); 2015; * latest year available for Austria: 2010

Für eine detaillierte Analyse dieser Unterschiede und ihrer Ursachen muss an dieser Stelle auf weitere Arbeiten und Veröffentlichungen des Projektes verwiesen werden. Dennoch sei auf einige entgeltpolitische Charakteristika Kroatiens und Belgiens als Länder mit vergleichsweise geringeren Gender Pay Gaps abschließend hingewiesen.

In Kroatien gibt es kaum Initiativen zur Bekämpfung der Entgeltlücke. Zwar beinhaltet die „Nationale Politik zur Geschlechtergleichstellung 2011–2015“ Maßnahmen zur Verbesserung der Kenntnisse und des Bewusstseins zur Entgeltgleichheit und auch andere öffentliche Gremien und Kommissionen betreiben Öffentlichkeitsarbeit in Hinblick auf Fragen des Gender Pay Gaps. Die Entwicklung und

Implementierung von Instrumenten scheitert aber bislang an dem Fehlen finanzieller und personeller Ressource. Darüber hinaus problematisiert eine Regierungsvertreterin, dass in Anbetracht der gegenwärtigen ökonomischen Krise und der hohen Erwerbslosigkeit das Thema der Entgeltgleichheit einen nachrangigen Stellenwert habe.

Ganz anders sieht es hingegen in Belgien aus, wo über gesetzliche Vorgaben Entgeltdifferenzen aufgespürt und in einem zweiten Schritt abgebaut werden sollen. Obwohl in Belgien der Gender Pay Gap bei „nur“ 9,9% liegt, gibt es seit 2012 ein Entgeltgleichheitsgesetz, das für alle Ebenen kollektiver Verhandlungen eine Berücksichtigung des Gender Pay Gaps vorschreibt. Nun ist die niedrige Entgeltdifferenz in Belgien sicher nicht Ergebnis dieses erst vor fünf Jahren eingeführten Gesetzes, aber es ist doch bemerkenswert, dass in unserem Nachbarland die geringere Lohnungleichheit zwischen Frauen und Männern als Problem angesehen wird, das dem Gleichheitsgrundsatz widerspricht und deshalb vom Gesetzgeber angegangen werden muss. Das belgische Gesetz ist umfassender als das aktuell in Deutschland vom Bundestag verabschiedete Gesetz und sieht vor, dass auf allen Ebenen der Lohnverhandlungen – auf der nationalen Ebene, auf der sektoralen Ebene und auf Unternehmensebene – mehr Transparenz bei der Entgeltfindung hergestellt und das Bewusstsein über den Gender Pay Gap erhöht wird. Dabei sind folgende fünf Praktiken von Bedeutung und werden auch im Gesetz festgehalten:

- In den zweijährlichen makro-ökonomischen Bericht des Zentralen Ökonomischen Rates wird ein Abschnitt zum Gender Pay Gap integriert;
- werden auf der sektoralen Ebene die Arbeitsbewertungssysteme dahingehend geprüft, ob sie „geschlechtsneutral“ sind – eine Möglichkeit, die unterschiedlichen Bewertungen von sogenannten Frauen- und sogenannten Männertätigkeiten aufzuspüren;
- müssen Unternehmen Entgelt- und Arbeitskostenunterschiede zwischen Männern und Frauen in ihrem jährlichen Auditbericht in Form eines Sozialplans ausweisen. Diese Berichte werden an die Nationalbank weitergeleitet und sind dort öffentlich zugänglich;
- müssen Unternehmen mit mehr als 50 Beschäftigten alle zwei Jahre eine Vergleichsanalyse der Entgeltstruktur von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern durchführen. Wenn diese Analyse zu dem Ergebnis kommt, dass Frauen weniger verdienen als Männer, dann muss das Unternehmen einen Aktionsplan entwickeln, wie diese Differenz abgebaut werden kann; und
- können Unternehmen mit mehr als 50 Beschäftigten auf Vorschlag des Betriebsrates eine/ein Lohnmediator/in von Seiten der Beschäftigten bestimmen, die/der sich an der Erstellung eines Aktionsplanes zum Abbau der Entgeltungleichheit beteiligt und zudem auch als AnsprechpartnerIn für Beschäftigte fungiert, die sich von Geschlechterdiskriminierung betroffen sehen. Dazu hat sie/er auch das Recht, Zugang zu den notwendigen Daten der Beschäftigten zu erhalten – wird ihm dieses Recht verwehrt, drohen dem Unternehmen Geldstrafen.

Klingt aufwändig? Vielleicht. Aber auch wenn es noch einige Umsetzungsprobleme gibt, besteht in Belgien ein breiter gesellschaftlicher Konsens darüber, dass der Gender Pay Gap abgebaut werden muss.

Diese kurzen Einblicke zeigen, wie sinnvoll und hilfreich es auch für die deutsche Diskussion um die Herstellung von Entgeltgleichheit sein kann, Entwicklungen und Erfahrungen anderer EU-Länder zu nutzen. Das europäische Recht als Grundlage zur Umsetzung der Entgeltgleichheit gilt ja bekanntlich in allen EU-Mitgliedsstaaten in gleicher Weise.

Abschließend soll an dieser Stelle auf weitere Arbeiten und Veröffentlichungen des Projektes verwiesen werden. Diese können auf der regelmäßig weiterhin aktualisierten Seite www.genderpaygap.eu gefunden werden. Interessierte können sich außerdem dem im Rahmen des Projektes gegründeten europäischen Netzwerk „Gender Wage Watchers“ anschließen.

Literatur

- Bechmann, Sebastian/Dahms, Vera/Tschersich, Nikolai/Frei, Marek/Leber, Ute/Schwengler, Barbara, 2013: Beschäftigungsmuster von Frauen und Männern. Auswertungen des IAB-Betriebspanels 2012. IAB-Forschungsbericht 14/2013, Nürnberg. Zugriff am 13.08.2015 unter <http://doku.iab.de/forschungsbericht/2013/fb1413.pdf>
- Bogai, Dieter/Carstensen, Jeanette/Seibert, Holger/Wiethölter, Doris/Hell, Stefan/Ludewig, Oliver, 2015: Viel Varianz: Was man in den Pflegeberufen in Deutschland verdient. Berlin. Zugriff am 13.08.2015 unter http://bmg.bund.de/fileadmin/dateien/Publikationen/Pflege/Sonstiges/Studie_zu_den_Entgelten_der_Pflegeberufe.pdf
- Bundesagentur für Arbeit, 2015: Sozialversicherungspflichtig und geringfügig Beschäftigte nach Wirtschaftszweigen der WZ 2008 und ausgewählten Merkmalen, Stichtag 30. Juni 2014, Arbeitsmarkt in Zahlen – Beschäftigungsstatistik, Nürnberg
- Koalitionsvertrag, 2013: Deutschlands Zukunft gestalten. Zugriff am 01.06.2017 unter https://www.bundesregierung.de/Content/DE/_Anlagen/2013/2013-12-17-koalitionsvertrag.pdf?__blob=publicationFile
- Lohnspiegel, 2015: Gender Pay Gap: Deutliche Unterschiede zwischen den Berufen, Zugriff am 13.08.2017 unter <http://www.lohnspiegel.de/main/lohnspiegel-spezial/frauenlohnspiegel/gender-pay-gap-deutliche-unterschiede-zwischen-berufen>
- Scheele, Alexandra/Jochmann-Döll, Andrea, 2015: Gender Pay Gap in Germany. Background Information to Develop New Solutions for an Old Problem. Country Research Report.

Dr. Alexandra Scheele

Vertretungsprofessorin für Sozialwissenschaften
Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
alexandra.scheele@uni-bielefeld.de

Dr. Andrea Jochmann-Döll

Forschungs- und Beratungsbüros
GEFA Gender.Entgelt.Führung.Arbeit
Essen
jochmann-doell@gefa-forschung-beratung.de

Gynäkologische und geburtshilfliche Versorgungssituation und -bedarfe von gewaltbetroffenen Schwangeren und Müttern mit Flüchtlingsgeschichte

Christiane Ernst, Ivonne Wattenberg & Claudia Hornberg

Kriegerische Unruhen und andere Krisen, wie klimabedingte Flucht und Vertreibung (Hornberg 2017), zwingen viele Menschen, aus ihren Heimatländern zu flüchten. In den letzten Jahren sind die Flüchtlingszahlen laut einer Schätzung der Vereinten Nationen kontinuierlich gestiegen: Sind im Jahr 2013 51,2 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht gewesen, waren es im Jahr 2015 über 60 Millionen. Für Deutschland von Bedeutung sind vor allem die hohen Flüchtlingszahlen, die auf den im Jahr 2011 ausgebrochenen Krieg in Syrien zurückzuführen sind, aber auch auf weitere, etwa 15 kriegerische Konflikte insbesondere in Afrika, im Nahen Osten, in Asien und Europa, der Ukraine, sowie auf eine andauernde Instabilität in Afghanistan und Somalia (The UN Refugee Agency 2015, Schmiege 2017).

Unter den Geflüchteten sind auch schwangere Frauen und Frauen, die kurz vor der Flucht, auf der Flucht oder im Einreiseland Kinder bekommen haben. Der folgende Beitrag widmet sich der gynäkologischen und geburtshilflichen Versorgung von Flüchtlingsfrauen sowie der psychosozialen Versorgung von jungen Flüchtlingsmüttern und ihren Säuglingen. Vor allem werden die besonderen, durch Traumata bedingte Bedarfe an die gynäkologische Versorgung von Flüchtlingsfrauen, die sexuelle Gewalt erfahren haben, betrachtet. Ein Fokus liegt auf Frauen, die infolge einer Vergewaltigung schwanger geworden sind, wobei insbesondere die Konsequenzen für die gynäkologische Versorgung bei Schwangerschaft und Geburt sowie für die Nachbetreuung im Wochenbett dargestellt werden. Anschließend werden Handlungsbedarfe und Good-Practice-Projekte vorgestellt, die das Ziel haben, die Frauen durch Empowerment zu stärken, das Familiensystem zu stabilisieren und transgenerationalen Übertragungsprozessen von Traumata vorzubeugen.

Über die gynäkologische Versorgungslage von schwangeren Flüchtlingsfrauen sowie die Betreuung von jungen Müttern mit Flüchtlingsgeschichte ist noch wenig bekannt. Auch über Flüchtlingsfrauen, die aufgrund einer Vergewaltigung schwanger oder bereits Mutter geworden sind, gibt es so gut wie keine gesicherten Erkenntnisse. Der Beitrag will deshalb einerseits dieses Themenfeld genauer beleuchten und auf die Notwendigkeit eines besonderen Umgangs mit gewaltbetroffenen Flüchtlingsfrauen im Bereich Gynäkologie und Geburtshilfe aufmerksam machen. Andererseits weist er auch auf das Fehlen differenzierter wissenschaftlicher Untersuchungen hin.

Im Folgenden ist häufig allgemein von „Flüchtlingsfrauen“ und „Migrantinnen“ die Rede. Diese Verallgemeinerung kann momentan aufgrund fehlender empirischer Kenntnisse im Hinblick auf die Unterschiedlichkeit von geflüchteten Frauen noch nicht aufgehoben werden. Wir möchten hier aber darauf aufmerksam machen, dass die Gruppe der Flüchtlingsfrauen sehr heterogen ist und daher ein

personenorientiertes Vorgehen sowohl in der gynäkologischen und geburtshilflichen Versorgung wie auch in anderen medizinischen Bereichen von besonderer Bedeutung ist.

1. Rechtliche Rahmenbedingungen und Inanspruchnahme

Die gynäkologische Versorgung im Rahmen von Schwangerschaft und Geburt bei Flüchtlingsfrauen ist Bestandteil des Asylbewerberleistungsgesetzes (AsylbLG). Nach § 4 II AsylbLG besteht ein Anspruch auf medizinische und pflegerische Leistungen bei Schwangerschaft und Entbindung inklusive Hebammenhilfe. Die Leistungen sind identisch mit denen, die der einheimischen Bevölkerung zukommen: „Sie umfassen Geburtsvorbereitung, Nachsorge und Vorsorgeuntersuchungen und die Versorgung mit Arznei-, Verbands- und Heilmitteln. Auch den Geburtsort kann die Schwangere grundsätzlich frei wählen“ (Landesverband der Hebammen Nordrhein-Westfalen e. V. 2016). Die Leistungen werden von der gesetzlichen Krankenversicherung übernommen und vor der medizinischen Untersuchung bei den Sozialämtern beantragt. Dabei wird die Abrechnung unterschiedlich gehandhabt: In einigen Regionen Deutschlands erhalten Flüchtlinge eine Gesundheitskarte, in anderen werden Behandlungsscheine ausgegeben, so dass Ärztinnen und Ärzte ihre Leistungen mit dem Sozialamt abrechnen können (Seyler 2015). Zuständig für die Regelung der Leistungsgewährung sind grundsätzlich die Gemeinden.

Betrachtet man die gynäkologische Versorgungslage von Migrantinnen, so lassen sich deutliche Unterschiede hinsichtlich der Nutzung gynäkologischer Vorsorgeuntersuchungen innerhalb der Gruppe von Migrantinnen – zu denen auch Flüchtlingsfrauen¹ zählen – beobachten. Abhängig von der jeweiligen Phase im Akkulturationsprozess² und in Abhängigkeit von der jeweiligen Migrantinnen- und Migrantengeneration³ verhalten sich Frauen mit Zuwanderungsgeschichte und Flüchtlingshintergrund im Hinblick auf die Inanspruchnahme des gynäkologischen Versorgungssystems unterschiedlich. Hier zeigt sich besonders das Risiko einer Unterversorgung bei Frauen mit geringen Deutschkenntnissen und unsicherem Aufenthaltsstatus, primär also Migrantinnen der ersten Generation, also auch Flüchtlingsfrauen. In der Gruppe der Migrantinnen mit unsicherem Aufenthaltsstatus nehmen 25 Prozent nur fünf oder weniger ärztliche Schwangerenvorsorgeuntersuchungen in Anspruch. Der Anteil liegt bei Migrantinnen ohne Deutschkenntnisse mit 32,5 Prozent noch höher. Frauen mit Migrationshintergrund nutzen zudem die Hebammenleistungen in der Schwangerschaft wesentlich seltener als einheimische Frauen. Während 75 Prozent der Frauen ohne Migrationshintergrund in der Schwangerschaft sowohl von einer Gynäkologin/einem Gynäkologen als auch von einer Hebamme versorgt werden, trifft dies nur für 43 Prozent der Frauen mit Migrationserfahrung zu (Brenne et al. 2013). Zugangsbarrieren würden insbesondere für Flüchtlingsfrauen bestehen (Deutscher Hebammenverband 2015).

1 Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf Migrantinnen allgemein, die Gruppe der Flüchtlingsfrauen zählt hier dazu.

2 „Akkulturation ist die wechselseitige Beeinflussung oder einseitige Angleichung verschiedener Kulturen, wobei auch das Hineinwachsen eines Menschen in ihre kulturelle Umwelt meist als Akkulturation bezeichnet wird“ (<http://lexikon.stangl.eu/2031/akkulturation/>).

3 Eine Migrantin oder ein Migrant der ersten Generation ist nicht in Deutschland geboren. Personen mit Zuwanderungsgeschichte zweiter Generation leben seit der Geburt in Deutschland, beide Eltern sind im Ausland geboren. Als Migrantinnen und Migranten dritter Generation werden Personen bezeichnet, die selbst und auch deren Eltern in Deutschland geboren sind. Die Muttersprache ist aber nicht Deutsch (Brenne et al. 2013).

Über die Situation der Nachbetreuung von Flüchtlingsfrauen im Wochenbett ist wenig bekannt. Eine niederländische Studie beschreibt eine hohe Wahrscheinlichkeit der Nicht-Inanspruchnahme der nachgeburtlichen Betreuung durch Hebammen bei Flüchtlingsfrauen (Ascoly/Van Halsema/Keyzers 2001). Die geringe Inanspruchnahme der gynäkologischen und geburtshilflichen Versorgung kann neben möglichen Verständigungsproblemen auf Unwissenheit über gynäkologische Versorgungsstrukturen zurückgeführt werden (Deutscher Hebammenverband 2015; Kolip/Baumgärtner 2015; Brenne et al. 2013). Verständlicherweise führten in den zurückliegenden Aufnahmesituationen Überlastungen der Kommunen hinsichtlich der Organisation der gesundheitlichen Versorgung zu Zugangsbarrieren der Frauen, auch zum gynäkologischen und geburtshilflichen Versorgungssystem. Zudem haben die persönlichen Einstellungen und das Ausmaß an interkultureller Kompetenz des Gesundheitspersonals⁴ Einfluss darauf, ob und wie Flüchtlingsfrauen die Angebote annehmen (Bulman/McCourt 2002). Ein weiterer Grund für eine Nicht-Inanspruchnahme der gynäkologischen und geburtshilflichen Versorgung können eine Traumatisierung und psychische Folgeerkrankung sein.

2. Gewalt gegenüber Flüchtlingsfrauen

Viele Flüchtlingsfrauen, die Deutschland erreicht haben, haben Gewalterfahrungen gemacht. Dabei kann es sich um kumulierte Gewalt handeln: Frauen können Gewalt durch den eigenen Partner und durch fremde Personen erfahren. Sie können Gewalt im Herkunftsland, auf dem Fluchtweg und/oder in der Erstaufnahmeeinrichtung erfahren. Auch Vergewaltigungen durch Schleuser und in Erstaufnahmeeinrichtungen sind nicht selten (Classen 2016; The UN Refugee Agency 2014). Vielfach sind Flüchtlingsfrauen in der Aufnahmesituation in Sammelunterkünften ohne Schutz- und Rückzugsmöglichkeiten dem Risiko von sexueller Gewalt ausgesetzt. Für die Frauen bedeutet die Flucht aus Kriegsgebieten und die Aufnahme im Einreiseland somit nicht das Ende der Gewalt (Buckley-Zistel/Krause/Loeper 2014). Im Nachkriegskontext sind es häufig Personen aus dem eigenen sozialen Umfeld, einschließlich der Familie, die körperliche, psychische und sexuelle Gewalt ausüben. Hier werden veränderte sozioökonomische Situationen – insbesondere die mit der fehlenden Erwerbstätigkeit der geflüchteten Männer einhergehenden veränderten Geschlechterbeziehungen – als Grund für einen Anstieg von Aggression diskutiert, die sich auch in sexueller Gewalt gegen Frauen ausdrücken würde (ebd.; Hamber 2007; Schäfer 2005; Lukunka 2011). Gewalt gegen die eigene Partnerin diene dabei dazu, Kontrolle und Macht im Geschlechterverhältnis zurück zu erlangen (Buckley-Zistel/Krause/Loeper 2014). Täterinnen und Täter finden sich jedoch nicht nur unter den geflüchteten Personen, sondern auch unter den Sicherheitskräften sowie unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Hilfsorganisationen, die ihre Machtposition ausnutzen (Ferris 2007).

4 „Interkulturelle Kompetenz beschreibt die Kompetenz, auf Grundlage bestimmter Haltungen und Einstellungen sowie besonderer Handlungs- und Reflexionsfähigkeiten in interkulturellen Situationen effektiv und angemessen zu interagieren“ (Bertelsmann Stiftung 2006).

3. Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) als Folge sexueller Gewalt

Die gesundheitlichen Folgen sexueller Gewalt sind vielfältig, sie werden ausführlich in der FRA-Studie beschrieben: „Hinsichtlich der psychologischen Langzeitfolgen von Gewalt (...) litten die Opfer von Viktimisierung durch PartnerInnen oder andere Personen unter einem Verlust von Selbstvertrauen, fühlten sich verletztlich und ängstlich. Opfer von sexueller Gewalt gaben an, dass sie oft unter zahlreichen psychischen Folgen leiden“ (FRA – Agentur der Europäischen Union für Grundrechte 2014: 23). Psychische Langzeitfolgen von Gewalt äußern sich in Depressionen, Angstzuständen, Panikattacken, einem Verlust des Selbstvertrauens und einem Gefühl der Verletzlichkeit, in Schlaf- und Konzentrationsstörungen sowie Beziehungsschwierigkeiten (ebd.; Hornberg et al. 2008).

Die psychischen Beschwerden haben eine große Bedeutung für die gynäkologische und geburtshilfliche Versorgung. Insbesondere die Rate an posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) gilt für Flüchtlinge im Vergleich zur Durchschnittsbevölkerung als um das Zehnfache erhöht (Bühning 2015). Als Folge ihrer Erlebnisse entwickeln 40 Prozent aller Flüchtlinge eine Traumafolgestörung (Heeren et al. 2014). Die aktuelle Leitlinie der Deutschsprachigen Gesellschaft für Psychotraumatologie berichtet sogar von einer PTBS-Prävalenzrate von 50 Prozent bei Menschen, die Krieg, Vertreibung und Folter erlebt haben (Flatten et al. 2011). Dabei liegen keine gesonderten Zahlen vor, die sich ausschließlich auf Flüchtlingsfrauen beziehen. Bei vielen Menschen legen sich posttraumatische Beschwerden nach einer gewissen Zeit von selbst.

Eine Traumafolgestörung entsteht, wenn mehrere belastende Faktoren zusammenkommen (Deutschsprachige Gesellschaft für Psychotraumatologie 2016), zum Beispiel eine Akkulturation, die eine psychische Vulnerabilität durch die Anpassung an neue Lebensbedingungen mit sich bringt, in Kombination mit einer Gewaltbelastung. Eine PTBS beinhaltet das gleichzeitige Auftreten von Einzelsymptomen aus mehreren Symptomgruppen nach DSM-IV beziehungsweise ICD-10.⁵ Diese sind Intrusionen oder Wiedererleben, Vermeidungs- und Erstarrungssymptome sowie chronische Übererregung.⁶ Personen, die unter PTBS leiden, sind dringend angewiesen auf die Aufrechterhaltung von Kontrolle über ihren Körper und können heftig auf erneute Grenzverletzungen reagieren. Sogenannte Triggerreize, das heißt Elemente, die an die traumatisierende Situationen erinnern, können eine Re-Traumatisierung auslösen (Streek-Fischer et al. 2009). Gerade für die Gynäkologie und Geburtshilfe ist das Wissen um spezifische Triggerreize unabdingbar, da bei einer

5 Die Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme definiert die Posttraumatische Belastungsstörung (ICD-10:F43.1) als „eine verzögerte oder protrahierte psychophysiologische Reaktion auf ein belastendes Ereignis oder mehrere traumatische Situationen“ (Streek-Fischer et al. 2009). Die medizinischen Klassifikationssysteme ICD-10 und DSM-IV schließen dabei die Ereignisse ein, die „objektiv ‚mit außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophenartigem Ausmaß‘ (ICD-10) einhergehen oder ‚die tatsächlichen oder drohenden Tod, tatsächliche oder drohende ernsthafte Körperverletzung oder eine Bedrohung der körperlichen Unversehrtheit von einem selbst oder Anderen‘ (DSM-IV) einschließt, sowie subjektiv ‚bei fast jedem eine tiefe Verzweiflung hervorrufen würde‘ (ICD-10) beziehungsweise mit ‚starker Angst, Hilflosigkeit oder Grauen‘ erlebt wurde“ (Deutschsprachige Gesellschaft für Psychotraumatologie 2016).

6 So z. B. Intrusionen, die sich in schmerzlichen Erinnerungen an das traumatische Ereignis (blitzlichtartige Erinnerungsbilder, „Flashbacks“), in belastenden Träumen oder Alpträumen sowie in einer intensiven psychischen Belastung oder körperlichen Reaktion bei der Konfrontation mit Situationen oder anderen äußeren Gegebenheiten, die an das Trauma erinnern, zeigen. Vermeidungs- und Erstarrungssymptome richten sich dagegen auf die Gedanken- und Gefühlsvermeidung sowie auf eine Situations- und Aktivitätsvermeidung in Bezug auf das erlebte Trauma. Ein chronisches Hyperarousal, die sogenannte Übererregung, zeigt sich demgegenüber in Reizbarkeit und Wutausbrüchen, Konzentrations- und Gedächtnisproblemen sowie Schreckhaftigkeit (Maercker/Michael 2009).

gynäkologischen Untersuchung häufig dieselben Körperbereiche betroffen sind wie bei einer erlebten sexuellen Gewaltsituation.

4. Traumatisierung durch Vergewaltigung: Anforderungen an die geburtshilfliche Versorgung

Frauen, die durch Vergewaltigung schwanger werden, sind in extremer Form belastet. Neben den posttraumatischen Belastungen kommen diejenigen hinzu, die mit einer ungewollten Schwangerschaft einhergehen (Heynen 2005). Flüchtlingsfrauen befinden sich zudem in einem für sie noch unbekanntem Land und müssen ihre eigenen kulturellen Überzeugungen im Akkulturationsprozess mit der Kultur des Aufnahmelandes abgleichen und versuchen, eine neue Identität zu entwickeln (Machleidt 2007). Zugleich stellen sich Fragen nach der eigenen Existenz und der Sicherheit der Lebensbedingungen. Diese vulnerable Phase geht einher mit der Auseinandersetzung mit der nicht beabsichtigten Schwangerschaft – und das vor dem Hintergrund, dass die eigene psychische Stabilität durch das Gewalterlebnis, aber auch durch das Fluchterleben, erheblich beeinträchtigt worden sein kann (Streek-Fischer et al. 2009).

Eine nationale qualitative Studie zeigt verschiedene Aspekte der Konfliktverarbeitung auf, die mit der Schwangerschaft aufgrund einer Vergewaltigung verbunden sind sowie weitere damit assoziierte Prozesse (z. B. die Entscheidung für eine Abtreibung oder die Austragung des Kindes) (Heynen 2005).

Einige Frauen versuchten aufgrund einer Nicht-Identifikation mit der Mutterrolle und dem „Nicht-Töten-Wollen“ des Kindes durch eine Abtreibung, einen Schwangerschaftsabbruch „indirekt“ durch starke körperliche Belastung herbeizuführen. Das Risiko, dass Flüchtlingsfrauen einen Schwangerschaftsabbruch versuchen auszulösen oder eigenständig durchführen, ist mutmaßlich hoch. Gerade Sprach- und Verständigungsprobleme, aber auch Gefühle von Schuld und Scham über die Gewaltsituation können das aktive Aufsuchen von Hilfsangeboten erschweren und eigenständige Abtreibungsversuche begünstigen. Laut WHO sind unsichere Abtreibungen weltweit der dritthäufigste Grund für Müttersterblichkeit (Amnesty International 2014). Auch bergen sie Risiken für Erkrankungen, etwa wenn die verwendeten Instrumente vorher nicht sterilisiert werden. Eine Folge kann Unfruchtbarkeit sein, wenn die Gebärmutter langfristig verletzt wird (Rassmann 2012). Die Verzweiflung der Frauen kann so weit gehen, dass sie sich das Leben nehmen (Amnesty International 2014).

Entscheidet sich die Frau für das Fortsetzen der Schwangerschaft, so geht dies – der Studie von Heynen (2005) zufolge – einher mit einer inneren Annahme des Ungeborenen und einer bewussten Übernahme der Rolle als Mutter. Mit dem Fortsetzen der Schwangerschaft sind jedoch spezifische Risiken für die werdende Mutter und das Kind verbunden. Die Zunahme des Bauches und des Brustumfangs sind Faktoren, die von der Schwangeren nicht kontrolliert werden können. Allein die körperlichen Veränderungen können als Trigger und damit re-traumatisierend wirken, da der Kontrollverlust über den Körper eine Erinnerung an den Kontrollverlust in der Gewaltsituation und den damit verbundenen Gefühlen von Ohnmacht auslösen kann. Typische Trigger in der geburtshilflichen Betreuung können die Rückenlage, ein Festgehaltenwerden oder erzwungenes

Stillhalten und vaginales Eindringen, zum Beispiel bei einer vaginaler Untersuchung oder Sonographie sein (Skolik 2006).

Auch das Ungeborene kann von den Auswirkungen des Traumas im Mutterleib betroffen sein. Durch die Verbindung der beiden physiologischen Kreisläufe, des mütterlichen und des fetalen, kann es bei anhaltender physiologischer Erregung der werdenden Mutter, beispielsweise aufgrund eines Hyperarousals, die hohe affektive Erregung der Mutter spüren. Als Folge kann der Säugling irritabler und in seiner Selbstregulationsfähigkeit instabiler sein (Zimmermann et al. 2002; Heynen 2003).

Verschiedene Aspekte einer Traumatisierung können Einfluss auf die Geburtssituation nehmen. Ein möglicher Verlust des Selbstvertrauens und des Vertrauens in andere Personen aufgrund der sexuellen Gewalterfahrung kann dazu führen, dass die Schwangere sich nicht mehr in der Lage sieht, das Kind auf natürlichem Wege zu gebären. Bei sexuellen Gewalterfahrungen und bei einer Geburt sind zudem dieselben Körperbereiche beteiligt, so dass das Körpergedächtnis während der Geburt stimuliert wird. Die Gefahr für einen Flashback ist damit auch in der Geburtssituation erhöht. Um dieser (auch unbewussten) Gefahr zu entgehen, kann vonseiten der Frau der Wunsch nach einem Kaiserschnitt geäußert werden (Leeners et al. 2003). Vom geburtshilflichen Personal sollte daher genau nach dem Motiv für einen Wunschkaiserschnitt seitens der werdenden Mutter gefragt werden. Traumafolgen können sich zudem im Geburtsprozess körperlich ausdrücken. Dies gilt insbesondere für die Wehenintensität, die Schmerzempfindlichkeit während der Geburt sowie die Kraft der Austreibungswehen (Strehler-Heubeck 2013).

Bekannt ist aus internationalen Studien, dass Frauen mit Zuwanderungsgeschichte und insbesondere geflüchtete Frauen und Frauen, deren Aufenthaltsstatus im Einreiseland nicht geklärt ist, ein erhöhtes Risiko haben, an einer Postpartalen Depression (PPD) zu erkranken. „Our results show that asylum-seekers present with a higher psycho-social risk profile than other women. This includes variables most directly related to mental health: symptoms of PTSD; symptoms of depression, somatisation, or anxiety; and risk of PPD“ (Gagnon et al. 2013: 204). Unklar ist jedoch, inwiefern sexuelle Gewalterfahrungen Einfluss auf die Ausbildung einer PPD bei Flüchtlingsfrauen hat. Die Symptome einer PPD ähneln den Symptomen einer Depression und drücken sich unter anderem in gedrückter Stimmung, Interessenverlust, Freudlosigkeit, Appetitverlust, Schlafstörungen, psychomotorischer Unruhe oder auch Verlangsamung, Energie- und Antriebslosigkeit, Ermüdbarkeit, Gefühle von Wertlosigkeit, Schuld und Trauer sowie eine verminderten Konzentrations- und Aufmerksamkeitsfähigkeit aus. Im gravierendsten Fall kann es zu Suizidgedanken kommen, die zu Selbstverletzungen oder sogar zu Selbstmord führen können (Bürmann genannt Siggemann et al. 2014).

Präventiv kann hier eine festgelegte nachgeburtliche Ruheperiode, also das Ausruhen in der Zeit des Wochenbetts, wirken sowie ein stabiles soziales Netz (Krusemark 2005). Gerade in Erstaufnahmeeinrichtungen stellt sich die Frage nach der Intimsphäre der Frauen im Wochenbett. Die Enge der „Wohnungen“, häufig nur abgegrenzt von anderen Menschen durch einfache Laken, lässt ein Bewahren des eigenen Raumes und der Ruhe kaum zu. Gerade für traumatisierte Frauen ist die Gefahr, aufgrund der beengten Wohnverhältnisse getriggert zu werden, hoch. Inwieweit sich die Unterbringung in Sammelunterkünften im Wochenbett auf die PPD-Rate bei Flüchtlingsmüttern auswirkt, ist bisher unbekannt.

Das Risiko der Auswirkungen einer postpartalen Depression beziehungsweise einer Traumafolgestörung auf die gesunde Entwicklung des Neugeborenen liegt darin, dass die Mutter Schwierigkeiten hat, eine sichere Bindung zu ihrem Kind aufzubauen (Heynen 2003). So zeigen Kinder postpartal erkrankter Mütter einer Untersuchung von Ballestrem et al. (2008) zufolge aufgrund eines inkongruenten und wenig feinfühligem Kontakts mit der Mutter emotionale Auffälligkeiten, Verhaltensstörungen und kognitive Entwicklungsverzögerungen (Bürmann genannt Siggemann et al. 2014). Die Vermutung liegt nahe, dass bei traumatisierten Flüchtlingsmüttern das Risiko einer transgenerationalen Übertragung⁷ gegeben ist.

5. Handlungsbedarfe und bestehende Angebote zur Verbesserung der Versorgungssituation

Vor dem Hintergrund der Prävention von unsicheren Abtreibungen und Suizid von Flüchtlingsfrauen aufgrund ungewollter Schwangerschaft besteht die Herausforderung, eine Schwangerschaft bereits in einem frühen Stadium zu erkennen, ohne die Rechte der Frauen zu verletzen. Eine Möglichkeit ist es, nach Einwilligung der Frauen im Rahmen der Erstuntersuchung Schwangerschaftstests durchzuführen. Im Falle einer Schwangerschaft sollten mehrsprachige Informationen über die zur Verfügung stehenden Optionen – das heißt eine Entscheidung für das Kind und die damit verbundenen weiteren Versorgungsansprüche und -leistungen oder die Entscheidung für eine Abtreibung – bereitgestellt werden. Unter Einbezug von Dolmetscherinnen und Dolmetschern sowie Kulturmittlerinnen und Kulturmittlern können Verständigungshürden abgebaut werden. Entscheidet sich die Frau für das Fortsetzen der Schwangerschaft, so bedarf es einer umfassenden Aufklärung über Schwangerschaftsverlauf, Geburt und die Phase des Wochenbetts. Hierbei, sowie in der weiteren Begleitung der Schwangerschaft ist ein trauma- und kultursensibler Umgang erforderlich. Eine Möglichkeit hierzu ist der Einsatz von sogenannten „Doulas“⁸, die Flüchtlingsfrauen in der Schwangerschaft und bei der Geburt unterstützen (Strehler-Heubeck 2013).

Traumaisensible Schulungen für Hebammen werden in Nordrhein-Westfalen im Raum Köln-Bonn durch *medica mondiale*⁹ und in Berlin durch den *Deutschen Hebammenverband* angeboten. Solche Angebote gilt es weiter auszubauen, so dass eine bundesweite trauma- und kulturspezifische Qualifizierung aller relevanten Berufsgruppen im gynäkologischen, psychosozialen und medizinischen Bereich realisiert werden kann (Heynen 2005). Die Schulungen sollten zudem Wissen über eine konkrete Verweisungspraxis in das psychosoziale, traumatherapeutische sowie entwicklungspsychologische Versorgungssystem vermitteln (David/Borde/Siedentopf 2012; Koller/Lack/Mielck 2009). Das Wissen um eine trauma- und kultursensible Versorgung gehört dabei auch in die Curricula der Aus- und Weiterbildungsordnung von Ärztinnen und Ärzte unterschiedlicher Fachrichtungen, insbesondere aber der Gynäkologinnen und Gynäkologen sowie der Hebammen und Entbindungspfleger.

7 Transgenerationale Übertragung meint die Übertragung z. B. des (unverarbeiteten) Traumas auf die nächste Generation.

8 Eine Doula ist eine spezielle Geburtsbegleiterin, die Frauen während der gesamten Schwangerschaft und bei der Geburt begleitet. Das Bestärken und Fördern der eigenen Ressourcen stehen bei der Doula im Mittelpunkt (Singer/Freystedt 2008).

9 *medica mondiale* unterstützt Frauen und Mädchen in Kriegs- und Krisengebieten. Mehr unter: <http://www.medicamondiale.org/wer-wir-sind.html>

Viele Schwangerschafts- und Familienberatungsstellen haben bereits spezielle Angebote für Flüchtlingsfrauen entwickelt (Pro Familia Bonn 2015). Allerdings sind spezielle traumatherapeutische Hilfen zurzeit noch nicht ausreichend verfügbar und es gibt deshalb lange Wartezeiten. Daher müssen zahlreichere und besser vernetzte Versorgungsformen angeboten werden, um die Versorgungslücken auffangen und bestenfalls schließen können. Bedarf besteht weiterhin in der Förderung der Entwicklung einer interdisziplinären Zusammenarbeit der gynäkologischen, geburtshilflichen und sozialen Professionen zur Versorgung von Flüchtlingsmüttern und ihrer Neugeborenen sowie insbesondere von Flüchtlingsfrauen, die aufgrund sexueller Gewalt schwanger sind. Dabei gilt es auch, das Kinderhilfesystem und Jugendamt miteinzubeziehen. Denn „der Umgang mit Frauen nach sexualisierter/sexueller Gewalterfahrung erfordert nicht nur sehr viel Einfühlungsvermögen und Zeit, Wertschätzung und Fachwissen, sondern auch ein hohes Maß an interdisziplinärem Austausch zwischen den Berufsgruppen in der Frauengesundheit“ (Skolik 2002: 2).

Im Sinne des Empowerments sollten Schwangere und junge Mütter hinsichtlich eines positiven, aktiven Lebensstils gefördert werden. Hier haben Ärztinnen und Ärzte sowie Hebammen eine Schlüsselrolle. Insbesondere die Betreuung durch eine Hebamme ist für viele Frauen mit großem Vertrauen verbunden, welches den Raum öffnen kann, schmerzhaft Erfahrungen zu erinnern, eigene Ressourcen zu erkennen und zu stärken. Eine solche Beziehung zeichnet sich oft auch dadurch aus, dass die betroffenen Frauen als Menschen wahrgenommen werden, die lebensbedrohliche Situationen überlebt haben. Statt „Opfer“ sind sie Expertinnen ihres eigenen Lebens, die am besten wissen, „welche Unterstützung sie zur Entlastung ihrer traumatischen Stressreaktionen benötigen“ (Zemp 2015a: 41).

Flüchtlingsfrauen benötigen in diesem Zusammenhang bessere Informationen über die Möglichkeit, Ärztinnen und Ärzte oder eine Hebamme beziehungsweise einen Entbindungspfleger bereits in der Schwangerschaftsvorsorge zu Rate zu ziehen. Sie benötigen Informationen über Geburtsvorbereitungskurse und über die Nachbetreuung im Wochenbett sowie im ersten Lebensjahr ihres Kindes (Deutscher Hebammenverband 2016).

Im Kontext Geburt und Trauma nach sexueller Gewalterfahrung empfiehlt sich eine ressourcenorientierte Geburtsvorbereitung, die an die individuellen Bedürfnisse der Frau angepasst ist. Im Vordergrund sollte das Fördern der eigenen Kräfte der schwangeren Frauen, das Erkennen und Vermeiden möglicher Trigger sowie das Verhindern und Auffangen von Flashbacks stehen (Singer/Freystedt 2008). Um einer Re-Traumatisierung bei der Geburt vorzubeugen, sollte der Gebärenden jeder geplante Untersuchungs- und Interventionsschritt ausreichend erklärt werden. Im Vorfeld sollte bedacht und geklärt werden, dass der mögliche, zeitweilige Kontrollverlust über den Körper bei der Geburt als Trigger wirken kann. Medizinisches Instrumentarium, bestimmte Geräusche oder Körperpositionen, die offensichtlich als Trigger wirken können, sollten nach Möglichkeit vermieden werden (Singer/Freystedt 2008). Nach der Geburt sind „beim Weiterbestehen der Mutter-Kind-Beziehung (...) Schritte zu ihrer Stärkung von großer Bedeutung. Dazu gehört insbesondere, Mutter und Kind vor erneuten Gewalterlebnissen zu schützen und sie zu unterstützen“ (Heynen 2005: 8). Gerade im Wochenbett ist es relevant, dass die Privatsphäre der Frauen, insbesondere im Hinblick der Prävention von postpartalen Depressionen und der Entwicklung einer gesunden Mutter-Kind-Bindung, geschützt wird.

6. Modellprojekte, Netzwerke und Arbeitshilfen

Es existieren bereits verschiedene Modellprojekte, Netzwerke und Arbeitshilfen, die sich auf einen traumasensiblen Umgang in der gynäkologischen und geburtshilflichen Versorgung von Flüchtlingsfrauen beziehen. Der *Deutsche Hebammenverband* hat beispielsweise einen Leitfaden erstellt, der sich auf die traumasensible Betreuung von Flüchtlingsfrauen bezieht, die im Heimatland, auf dem Fluchtweg oder in der Erstaufnahmeeinrichtung sexuelle Gewalt und Missbrauch erfahren haben (Zemp 2015b). Das Kölner Netzwerk „Gewalt in der Schwangerschaft. Schwanger nach Gewalt“¹⁰ und die interdisziplinäre Arbeitsgruppe zu „Auswirkungen sexualisierter Gewalt auf Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett“ in Kiel bieten spezielle Hilfe und Unterstützung gewaltbelasteter Schwangerer und junger Mütter an. Diese sind jedoch bislang nicht spezialisiert hinsichtlich kultureller Unterschiedlichkeiten und Unwägbarkeiten bei Flashbacks von durch Gewalt traumatisierten schwangeren Flüchtlingsfrauen. Vor dem Hintergrund der Frage nach der Annahme des Kindes und der kindlichen Entwicklung nach sexualisierter Gewalt wurde in Frankfurt das Projekt „Jasmin – zwischen Traum und Trauma“ initiiert. Im Mittelpunkt des Projekts steht die Unterstützung der frühen Elternschaft bei Flüchtlingsfamilien mit Kleinkindern durch ein stabilisierendes Gruppenangebot. Im Falle von Traumatisierungen soll die transgenerationale Weitergabe an die Kinder verhindert und gleichzeitig die Annahme der Kinder gefördert werden (AWO Hessen Süd 2016). Der *pro familia Landesverband NRW* hat 2014 in Bonn zudem das Pilotprojekt „pro familia: Flüchtlinge im Blick“ gestartet, in dem Beraterinnen im Sinne der aufsuchenden Arbeit Unterkünfte und Wohnheime von Flüchtlingen besuchen und schwangere Frauen an Ärztinnen, Ärzte und Hebammen vermitteln. Das Projekt wurde mit dem Gesundheitspreis NRW 2015 ausgezeichnet und wird bereits in Ansätzen auf andere Kommunen übertragen (Pro Familia Bonn 2015).

7. Fazit

Hinsichtlich der derzeitigen gynäkologischen und geburtshilflichen Versorgungslage von schwangeren Flüchtlingsfrauen und jungen Flüchtlingsmüttern mit Gewalterfahrung bestehen noch viele offene Fragen. Unklar ist, wie Frauen mit einer aus einer Vergewaltigung resultierenden Schwangerschaft traumasensibel versorgt und psychosozial betreut werden, welche Informationen ihnen an die Hand gegeben werden und wie sie mit diesen Informationen umgehen. Unklar ist auch, wie viele Frauen betroffen sind. Gleichzeitig wird das große Engagement – insbesondere der ÄrztInnen- und Hebammenverbände – hinsichtlich der Versorgungslage und der Sensibilisierung über das Ausmaß an Gewalt gegenüber Flüchtlingsfrauen deutlich.

Diese Richtung gilt es weiterzuerfolgen. Denn eine gute gynäkologische Versorgung und traumasensible Betreuung beinhaltet auch eine gesellschaftspolitische Implikation: den Kindern der Frauen, die aufgrund einer Vergewaltigung gezeugt worden sind, eine Chance auf ein gesundes, emotional stabiles Aufwachsen zu geben. Letztlich gilt es aber auch, Flucht und Vertreibung nicht als lokale Krisenphänomene zu begreifen, sondern als Prozesse, die global zu verantworten sind und als solche auch nach umfassenden Antworten und Maßnahmen verlangen.

¹⁰ <http://schwanger-und-gewalt.de/>

Literatur

- Amnesty International (2014). *Am Rande des Todes – Gewalt gegen Frauen und das Abtreibungsverbot in El Salvador*. Zugriff am 28.09.2016 unter www.ai-el-salvador.de/files/ai_el_salvador/PDFs/el-salvador-2014-abtreibungsverbot-kampagne.pdf
- Ascoly, Nina; Van Halsema, Ineke; Keyzers, Loes (2001). Refugee Women, Pregnancy, and Reproductive Health Care in the Netherlands. *Journal of Refugee Studies*, 14(4), 371–393
- AWO Hessen-Süd. (2016). *Jasmin – zwischen Traum und Trauma*. Zugriff am 21.09.2016 unter www.awo-hs.org/fileadmin/user_upload/migration/dokumente/AWO-Projekt-Jasmin_Beschreibung.pdf
- Ballestrem, Carl-Ludwig v.; Nagel-Brotzler, Almut; Hohm, Erika; Scheid, B.; Turmes, Luc; Grube, Michael; Britsch, P.; Klier, Claudia; Hornstein, Christiane (2008). Früherkennung und Verbesserung der therapeutischen Erreichbarkeit von Müttern mit perinatalen Erkrankungen durch Hebammen. *Gyn: Praktische Gynäkologie*, 13(2), 138–143
- Bertelsmann Stiftung (Hrsg.). (2006). *Interkulturelle Kompetenz – Schlüsselkompetenz des 21. Jahrhunderts?* Zugriff am 28.11.2016 unter https://www.ihk-krefeld.de/de/media/pdf/international/interkulturelle_kompetenz/interkulturelle_kompetenz/interkulturelle_kompetenz_schlueselkompetenz21jh.pdf
- Brenne, Silke; Breckenkamp, Jürgen; Razum, Oliver; David, Matthias; Borde, Thea (2013). Wie können Migrantinnen erreicht werden? Forschungsprozesse und erste Ergebnisse der Berliner Perinatalstudie. In Erol Esen & Theda Borde (Hrsg.), *Deutschland und die Türkei – Band II. Forschen, Lehren und Zusammenarbeiten in Gesellschaft, Gesundheit und Bildung* (S. 183–198). Berlin. Zugriff am 20.10.2016 unter http://www.deutsch-tuerkisches-wissenschaftsjahr.de/fileadmin/downloads/Publikation_DTWK_deutsch.pdf
- Buckley-Zistel, Susanne; Krause, Ulrike; Loeper, Lisa (2014). Sexuelle und geschlechterbasierte Gewalt an Frauen in kriegsbedingten Flüchtlingslagern – ein Literaturüberblick. *PERIPHERIE*, Nr. 133, 34, Jg. 2014. 133(34), 71–89
- Bühring, Petra (2015). Hilfe für Opfer von Kriegsgewalt. *Deutsches Ärzteblatt 2015*, 112, A620
- Bulman, Kate Harper; McCourt, Christine (2002): Somali refugee women's experiences of maternity care in west London: A case study. *Critical Public Health*, 12(4), 365–380
- Bürmann genannt Siggemann, Claudia; Klärs, Gabriele; Möhrke, Barbara; Ernst, Christiane; Rüweler, Mareike; Kolip, Petra; Hornberg, Claudia (2014). *Postpartale Depression: tabuisiert, unterschätzt und unterversorgt. Faktenblatt des Kompetenzzentrums Frauen und Gesundheit NRW*. Zugriff am 30.09.2016 unter http://frauenundgesundheit-nrw.de/wp-content/uploads/2016/08/Faktenblatt_PPP_FINAL_22-4-2014_FINAL.docx.pdf
- Classen, Robin (2016). *Vergewaltigung von Frauen und Kindern an der Tagesordnung*. Zugriff am 23.08.2016 unter <http://einwanderungskritik.de/asyllheim-giessen-vergewaltigungen-von-frauen-und-kindern-an-der-tagesordnung/>
- David, Matthias; Borde, Thea; Siedentopf, Friederike (2012). Do immigration and acculturation have an impact on 1950 hyperemesis gravidarum? Results of a study in Berlin/Germany. *Journal of Psychosomatic Obstetrics & Gynecology*, 33(2), 78–84

- Deutscher Hebammenverband (Hrsg.). (2016). *Umgang mit Flüchtlingsfrauen in der Klinik*. Zugriff am 21.09.2016 unter www.beratung-mariazemp.de/downloads/DHV_Flyer_Fluechtlingsfrauen_web.pdf
- Deutscher Hebammenverband (Hrsg.). (2015): *Hebammen in der Flüchtlingsarbeit*. Zugriff am 26.10.2016 unter www.hebammenverband.de/mitgliederbereich/mitgliedernachrichten/newsletter/newsletterdetail/datum/2015/09/04/artikel/hebammen-in-der-fluechtlingsarbeit/
- Deutschsprachige Gesellschaft für Psychotraumatologie – DeGPT (Hrsg.). (2016). *Was ist ein Trauma und wie entstehen Traumafolgestörungen?* Zugriff am 23.08.2016 unter www.degpt.de/informationen/fuer-betroffene/trauma-und-traumafolgen/
- Ferris, Elizabeth (2007). Comparative Perspectives Symposium: Women in Refugee Camps. Abuse of Power: Sexual Exploitation of Refugee Women and Girls. *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 32(3), 584–591
- FRA – Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (2014). *Gewalt gegen Frauen: Eine EU-weite Erhebung. Ergebnisse auf einen Blick*. Zugriff am 28.11.2016 unter http://fra.europa.eu/sites/default/files/fra-2014-vaw-survey-at-a-glance-oct14_de.pdf
- Gagnon, Anita J.; Dougherty, Geoffrey; Wahoush, Olive; Saucier, Jean-François; Dennis, Cindy-Lee; Stanger, Elizabeth, Palmer, Becky; Merry, Lisa; Stewart, Donna E. (2013). International migration to Canada: The post-birth health of mothers and infants by immigration class. *Social Science & Medicine*, 76(2013), 197–207
- Hamber, Brandon (2007). Masculinity and Transitional Justice: An Exploratory Essay. *The International Journal of Transitional Justice*, 1, 375–390
- Heeren, Martina; Wittmann, Lutz; Ehlert, Ulrike; Schnyder, Ulrich; Maier, Thomas; Müller, Julia (2014). Psychopathology and resident status – comparing asylum seekers, refugees, illegal migrants, labor migrants, and residents. *Comprehensive psychiatry*, 55(4), 818–825
- Heynen, Susanne (2005). *Zeugung durch Vergewaltigung – Folgen für Mütter und Kinder*. Zugriff am 21.09.2016 unter <http://schwanger-und-gewalt.de/pdf/Zeugung.pdf>
- Heynen, Susanne (2003). Häusliche Gewalt: direkte und indirekte Auswirkungen auf die Kinder. Kinder als Zeugen und Opfer häuslicher Gewalt. Zugriff am 25.10.2016 unter <http://www.dvjj.de/sites/default/files/medien/imce/documente/veranstaltungen/dokumentationen/gew2/heynen.pdf>
- Hornberg, Claudia (2017). Klimawandel: Flüchtlingsmigration als globale Herausforderung. In: W. Ischinger & D. Messner (Hrsg.). *Deutschlands neue Verantwortung: Die Zukunft der deutschen und europäischen Außen-, Entwicklungs- und Sicherheitspolitik*. Econ-Verlag, S. 388–389
- Hornberg, Claudia; Schröttle, Monika; Bohne, Sabine; Khelaifat, Nadia; Pauli, Andrea; Horch, Kerstin (2008). *Gesundheitliche Folgen von Gewalt unter besonderer Berücksichtigung von häuslicher Gewalt gegen Frauen*. Gesundheitsberichterstattung des Bundes, 42, Robert-Koch-Institut, Berlin. Zugriff am 13.10.2016 unter <http://www.gbe-bund.de/pdf/gewalt.pdf>
- Kolip, Petra; Baumgärtner, Barbara (2015): *Gesundheitsberichte Spezial. Schwangerschaft und Geburt in Nordrhein-Westfalen. Gesundheitliche Lage und Versorgung von Frauen in Nordrhein-Westfalen während der Schwangerschaft und rund um die Geburt*. Herausgegeben vom Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter des Landes Nordrhein-

- Westfalen. Zugriff am 26.10.2016 unter https://www.lzg.nrw.de/_media/pdf/gesundheit_berichtedaten/gesundheitsberichte-nrw-spezial/gesundheit_spezial_schwangerschaft_und_geburt.pdf
- Koller, Daniela; Lack, Nicholas; Mielck, Andreas (2009). Soziale Unterschiede bei der Inanspruchnahme der Schwangerschafts-Vorsorgeuntersuchungen, beim Rauchen der Mutter während der Schwangerschaft und beim Geburtsgewicht des Neugeborenen. Empirische Analyse auf Basis der Bayerischen Perinatal-Studie. *Das Gesundheitswesen*, 71(7), 10–18
- Krusemark, Sylvia (2005). *Frühe dysphorische Stimmungsbeeinträchtigungen bei türkischen und deutschen Wöchnerinnen in Zusammenhang mit sozialer Unterstützung und subjektiver Negativität des Geburtserlebnisses*. Aus der Sektion für Medizinische Psychologie der Universität Ulm. (Dissertation). Karlsruhe. Zugriff am 13.10.2016 unter https://oparu.uni-ulm.de/xmlui/bitstream/handle/123456789/750/vts_5706_7557.pdf?sequence=1
- Landesverband der Hebammen Nordrhein-Westfalen e. V. (2016) . *Hebammenhilfe für Geflüchtete – hochaktuell*. Zugriff am 18.08.2016 unter www.hebammenhilfe-fuer-fluechtlinge.de/hebammenhilfe-ist-ein-menschenrecht/
- Leeners, Brigitte; Richter-Appelt, Herta; Schönfeld, Kornelia; Neumaier-Wagner, Peruka; Görres, Giesela; Rath, Werner (2003). Schwangerschaft und Mutterschaft nach sexuellen Missbrauchserfahrungen im Kindesalter – Auswirkungen und Ansätze zu einer verbesserten Betreuung bei Schwangerschaft, Geburt, Still- und früher Neugeborenenzeit. *Deutsches Ärzteblatt*, 100(11), A-715 / B-606 / C-569
- Lukunka, Barbra (2011). New Big Men. Refugee Emasculation as a Human Security Issue. *International Migration*, 50(5), 130–141
- Machleidt, Wielant (2007). Die „kulturelle Adoleszenz“ als Integrationsleistung im Migrationsprozess. *Psychotherapie und Sozialwissenschaft*, 9(2), 13–23
- Maercker, Andreas; Michael, Tanja (2009). Posttraumatische Belastungsstörungen. In Silvia Schneider & Jürgen Margraf (Hrsg.). *Lehrbuch der Verhaltenstherapie* (S. 105–124). Berlin, Heidelberg: Springer Verlag
- Rassmann, Janna (2012). *Info Weltbevölkerung, Mädchen im Fokus: Entwicklung braucht starke Mädchen*. Zugriff am 28.09.2016 unter www.weltbevoelkerung.de/uploads/tx_aedswpublication/Infoblatt-Entwicklung_braucht_starke_Maedchen.pdf
- Pro Familia Beratungsstelle Bonn (2015). *Jahresbericht 2015*. Zugriff am 28.09.2016 unter www.profamilia.de/fileadmin/beratungsstellen/bonn/2015_pro_familia_Bonn_Jahresbericht_2015__24_Seiten_.pdf
- Schäfer, Rita (2005). *Im Schatten der Apartheid. Frauen-Rechtsorganisationen und geschlechtsspezifische Gewalt in Südafrika*. Münster: LIT-Verlag
- Schmiege, Anne-Kathrin (2017). Hintergrundwissen – Zahlen und Fakten. In Ulrike Imm-Bazlen & Anne-Kathrin Schmiege (Hrsg.). *Begleitung von Flüchtlingen mit traumatischen Erfahrungen* (S. 3–24). Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag
- Seyler, Helga (2015). Gesundheitliche Versorgung von Menschen mit ungeklärtem Aufenthaltsstatus. *pro familia medizin. der familienplanungsbrief*, 3, 1–5

- Singer, Andrea; Freystedt, Martina (2008). *Geburt und Trauma. Gebären nach (früher) sexueller Gewalt – Wie am besten gut vorbereiten? Wie am besten gut begleiten?* Zugriff am 21.09.2016 unter http://schwanger-und-gewalt.de/pdf/GeburtundTrauma_2008.pdf.
- Skolik, Silvia (2006). *Hebammenhilfe nach sexueller Gewalterfahrung. Besondere Bedürfnisse in Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett.* Zugriff am 21.09.2016 unter <http://schwanger-und-gewalt.de/pdf/Hebammenhilfe.pdf>
- Skolik, Silvia (2002). *Sexualisierte Gewalt gegen Frauen. Auswirkungen auf Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett.* Zugriff am 25.10.2016 unter http://schwanger-und-gewalt.de/pdf/Auswirkung_Skolik.pdf
- Streek-Fischer, Annette; Fegert, Jörg Michael; Freyberger, Harald J.(2009). Posttraumatische Belastungsstörungen. In Annette Streek-Fischer; Jörg Michael Fegert & Harald J. Freyberger (Hrsg.). *Adoleszenzpsychiatrie: Psychiatrie und Psychotherapie der Adoleszenz und des jungen Erwachsenenalters* (S. 311–327). Stuttgart: Schattauer
- Strehler-Heubeck, Barbara (2013). *Geburt und Trauma.* Zugriff am 26.10.2016 unter <http://www.doula-muenchen.de/geburt.html>.
- The UN Refugee Agency. UNHCR (2014). *UNHCR-Bericht: Syrische Flüchtlingsfrauen tragen Hauptlast des Konflikts.* Zugriff am 23.08.2016 unter www.unhcr.de/home/artikel/34fbcd430982d670df23e954408906e6/unhcr-bericht-syrische-fluechtlingsfrauen-tragen-hauptlast-des.html.
- The UN Refugee Agency. UNHCR (2015). *Weltweit fast 60 Millionen Menschen auf der Flucht.* Zugriff am 25.10.2016 unter <http://www.unhcr.de/home/artikel/f31dce23af754ad07737a7806dfac4fc/weltweit-fast-60-millionen-menschen-auf-der-flucht.html>.
- Zemp, Maria (2015a). Ein Weg zur Selbstermächtigung. *Dr. med. Mabuse 2013*, 40–42.
- Zemp, Maria (2015b). *Betreuung von Frauen, die als Flüchtlinge nach Deutschland kommen. Leitfaden für Hebammen.* Zugriff am 20.20.2016 unter <http://www.bhlv.de/medien/hebammenverband-flyer-fluechtlinge-12-seiten-rz-web.pdf>.
- Zimmermann, Peter; Spangler, Gottfried; Schieche, Michael; Becker-Stoll, Fabienne (2002). Bindung im Lebenslauf: Determinanten, Kontinuität, Konsequenzen und künftige Perspektiven. In Gottfried Spangler & Peter Zimmermann (Hrsg.). *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung* (S. 311–334), Stuttgart: Klett-Cotta

Christiane Ernst

Kompetenzzentrum Frauen und Gesundheit NRW
Gesundheitscampus Bochum
ernst@frauenundgesundheit-nrw.de

Ivonne Wattenberg

Fakultät für Gesundheitswissenschaften
Universität Bielefeld
ivonne.wattenberg@uni-bielefeld.de

Prof. Dr. Claudia Hornberg

Fakultät für Gesundheitswissenschaften
Universität Bielefeld
claudia.hornberg@uni-bielefeld.de

Geschlechterverhältnisse verhandeln – arabische Frauen und die Transformation arabischer Gesellschaften

Heidemarie Winkel

Ursachen für Geschlechterungleichheit in arabischen Gesellschaften sind auf den ersten Blick schnell skizzierbar. Neo-Patriarchalismus, die Abwertung weiblicher Sexualität und Segregation (Mernissi 1975) sind neben Autoritarismus und Paternalismus soziale Elemente, die Geschlechterverhältnisse in diesen Gesellschaften – wenn auch jeweils auf eigene Weise – strukturieren. Bei dieser Charakterisierung fällt aber aus dem Blick, wie sich seit dem 19. Jahrhundert, etwa im Zusammenhang von Unabhängigkeitsbewegungen und kolonialer Unterdrückung, literarische, akademische und politische Frauenbewegungen ausdifferenziert und Mitte des 20. Jahrhunderts ein post-kolonialer, feministischer Aufbruch von Frauen in der arabischen Welt entwickelt hat. Ob in Ägypten (Baron 1994; Badran 1995), im Libanon (Thompson 1999), Palästina (Fleischmann 1999, 2003) oder auch im Irak (Al-Ali 2006, 2007), Marokko (Sadiqi 2014) und in Tunesien (Labidi 1982, 1987), arabische Frauen haben kulturelle, politische und religiöse Grundlagen der Geschlechterverhältnisse unter veränderten nationalen, regionalen und weltpolitischen Bedingungen immer wieder aufs Neue infrage gestellt. Frauenbewegungen und -organisationen haben sich seit Ende des 19. Jahrhunderts in unterschiedlichen Wellen und inhaltlichen Richtungen entfaltet, und unter unterschiedlichsten politischen und sozio-ökonomischen Konstellationen geschlechterpolitische Strategien entwickelt, Gegenbewegungen und konkurrierende Ansichten eingeschlossen (Al-Ali 2001; Sadiqi 2016).

Die hiermit verbundenen Aushandlungsprozesse betreffen alle sozialen Felder, nicht nur ökonomische, rechtliche und politische Teilhabe, sondern auch Geschlechterverhältnisse in Religion, öffentlichen Räumen und (feministischer) Zivilgesellschaft, oder den Wandel von Männlichkeiten und Sexualität. In ideeller und sozio-politischer Hinsicht bildet der Islam oftmals einen maßgeblichen institutionellen, symbolische Kontinuität und Persistenz sozialer Strukturen produzierenden, aber durchaus auch Freiheits- und Gleichheitsvorstellungen liefernden Referenzrahmen. Dies gilt für den gesellschaftlichen Transformationsprozess von der kolonialen zur post-kolonialen Gesellschaft ebenso wie etwa zuletzt im Zusammenhang der als revolutionär erlebten Prozesse des ‚Arabischen Frühlings‘.

Islamischer Feminismus ist in diesem Zusammenhang ein relevantes Beispiel dafür, dass Frauen nicht nur in Form säkularer Bewegungen, sondern auch in religiösen Kontexten in politische Aushandlungs- und Transformationsprozesse eingreifen. Sozio-politische und kulturelle Partizipation in Transformationsprozessen vollzieht sich also in vielfältigen, endogen entwickelten Formen der Aushandlung von Geschlechterbeziehungen, und das heißt nicht notwendigerweise unter Rückgriff

Bei diesem Beitrag handelt es sich um die überarbeitete Einleitung aus: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 1/2017. Herausgegeben von Heidemarie Winkel (Bielefeld), Viola Raheb (Wien), Ulrike Bechmann (Graz) und Sabine Schäfer (Bielefeld).

auf internationale Diskurse oder globale Gleichheitsstandards. Dies mag auch daran begründet sein, dass die Durchsetzung von Frauenrechten oftmals in Identitätspolitiken gefangen ist. Die Reproduktion misogynen Institutionen, beispielsweise das konservative Familienrecht, erweist sich so gesehen als Effekt des Strebens nach Selbstbehauptung arabisch-muslimischer Nationen gegenüber westlicher Hegemonie und einem daraus resultierenden Identitätsdilemma (Mernissi 1975).

Seit 2010 befinden sich arabische Gesellschaften in einer – hinsichtlich der langfristigen Folgen – kaum abschätzbaren Situation politischer und sozio-ökonomischer Transformation. Schon im Zusammenhang des ‚Arabischen Frühlings‘ bewegten sich die Umbrüche zwischen Revolution und Restauration. Der autoritäre Sozialvertrag war in die Krise geraten; seither haben sich mit Blick auf sozio-ökonomische Sicherheit, politische Teilhabe und bürgerschaftliche Rechte für die gesellschaftliche Mehrheit aber keine grundlegenden Veränderungen ergeben. Im Gegenteil, arabische Gesellschaften sind nach wie vor weitgehend von tiefgreifenden Krisen erschüttert.

Vor diesem Hintergrund nimmt das GENDER-Schwerpunktheft *Geschlechterverhältnisse verhandeln – arabische Frauen und die Transformation arabischer Gesellschaften* unterschiedliche Formen der Aushandlung und sozio-politischer Bearbeitung von Geschlechterverhältnissen in den Blick. Es lädt zur Auseinandersetzung mit der geschlechterpolitischen Wirklichkeit von Frauen in arabischen Kontexten wie Tunesien, Ägypten, Irak und Katar ein und führt hierzu unterschiedliche Stimmen arabischer Frauen zusammen, um eine Annäherung an die jeweilige gesellschaftliche Binnenperspektive unter der Bedingung von Krise und Transformation zu ermöglichen. Die Beiträge zielen auf eine vertiefende Einsicht in den Wandel von Geschlechterbeziehungen, der Selbstwahrnehmung und der Identitätskonstruktion. Sie zeigen, wie Frauen in Geschlechterbeziehungen involviert sind, aber auch, wie sie diese verändert haben und wie die jeweiligen politischen, religiösen und ökonomischen Kontextbedingungen die Möglichkeiten der Aushandlung strukturieren. So werden die spezifischen Bedingungen, innerhalb derer Frauen jeweils als Akteur_innen des Wandels agieren, erkennbar. Gleichzeitig befördern die Beiträge eine Einsicht in die sozio-politischen Konflikte, die arabische Gesellschaften insgesamt durchdringen, etwa die Beziehungen zwischen Religion, Recht und Politik. Es wird nachvollziehbar, inwiefern gesellschaftlicher Wandel eine Bearbeitung von Geschlechterverhältnissen jeweils behindert oder befördert, etwa in Tunesien.

Der ‚Arabische Frühling‘ begann in Tunesien, nachdem der Student und Gemüsehändler Mohamed Bouazizi sich als Ausdruck des Protests gegen die autoritären politischen und unwürdigen sozio-ökonomischen Bedingungen selbst verbrannt hatte. *Lilia Labidi* illustriert in ihrem Beitrag (*Celibate Women, the Construction of Identity, Karama/Dignity and the ‘Arab Spring’*) die identitätsstiftende Bedeutung des – neben Freiheit und Arbeit – nicht nur in Tunesien zum Leitmotiv der Protestbewegung gewordenen Begriffs der Würde. Sie zeigt, wie es unverheirateten Frauen gelingt, unter Rückgriff auf dieses Konzept für sich – innerhalb eines islamischen Rahmens – emanzipatorische Modelle der Lebensführung zu entwickeln, und zwar in einer Weise, in der der öffentliche Raum *und* das Private politisch sind.

Neben Tunesien stand Ägypten während der Revolution immer wieder im Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit. In geschlechterspezifischer Hinsicht sind die Proteste gegen das Mubarak- und das Mursi-Regime widersprüchlich. Einerseits kam es im Rahmen von Protesten immer wieder zu einer (gesellschaftlich nicht neuen) Politisierung von Frauenkörpern, die sich massiv in Form sexueller Gewalt entlud. Andererseits gelang Frauen nach dem Wahlsieg der Muslimbrüder in wachsender Zahl (über die Frauenquote) der Zutritt zum politischen Feld. *Naima Bouras* analysiert in ihrem Beitrag (*From Salafi Preaching to Political Preaching: Women's Turnout and the Evolution of Salafi Movements in Egypt*) anhand von Interviews mit Frauen der salafistischen Bewegung die Muster ihrer politischen Partizipation in dieser bis in die 1920er Jahre zurückreichenden Bewegung. Bouras zeigt u. a., inwiefern sich Salafismus und das Eintreten für Geschlechterthemen verbinden können, indem aus einem zunächst rein religiösen ein zunehmend politisches Engagement wurde.

Hanan Hammad untersucht in ihrem Beitrag (*Sexual Harassment in Egypt: An Old Plague in a New Revolutionary Order*) explizit die im Rahmen der Proteste aufflammende sexuelle Gewalt. Hierzu rekonstruiert sie die Beziehung zwischen Gewalt und der Instrumentalisierung von Frauenkörpern in politischen Diskursen, und verfolgt dies bis in das 19. Jahrhundert zurück. In ihrer Dokumentation verschiedener Widerstands- und Frauenbewegungen kann *Hammad* zeigen, dass die Angriffe gegen Frauen während der politischen Proteste in Ägypten historisch nicht neu waren. Darüber hinaus macht sie deutlich, wie es Frauen gelingt, die traditionelle Ordnung, die Gewalt gegen Frauen entschuldigt und legitimiert, zu destabilisieren.

Annika Henrizis Beitrag (*Geschlechterverhältnisse und Wandel: Perspektiven und Strategien irakischer Frauenorganisationen*) beschäftigt sich mit dem politischen und sozialen Engagement irakischer Frauen in Nichtregierungsorganisationen. Hintergrund ist, dass Frauen seit 2003 infolge der amerikanischen Invasion mit einem weitreichenden backlash konfrontiert sind, ob im Bereich der Bildung oder auch der Ökonomie. Die politische Instabilität mündet in andauernde Arbeitslosigkeit, Armut, den Abbau des Gesundheitssektors und in hohe Gewalt gegen Frauen. Der Status von Frauen wird in diesem Zusammenhang auf eigene Weise durch die multi-religiösen und multi-kulturellen Gesellschaftsstrukturen gefährdet. *Henrizi* zeigt, dass Frauen trotz der ihre Rechte und Aspirationen unterlaufenden Retribalisierung – und der andauerndem westlichen (us-amerikanischen) Einflussnahme – frauenpolitisch aktiv sind, um die irakische Gesellschaft auf allen Ebenen (Geschlecht, Klasse und Nationalität) zu verändern.

Im starken Kontrast hierzu leben Frauen in Katar in einer sozio-ökonomisch nicht nur stabilen, sondern aufgrund der Ölproduktion auch durch immensen Reichtum charakterisierten Gesellschaft. Der Staat investiert hohe Summen in die Infrastruktur und sichert Frauen und Männern einen hohen Bildungsstandard. Gleichwohl sind die Disparitäten zwischen Bildungsabschluss und Erwerbsbeteiligung unter Frauen in Katar hoch. Die Hindernisse einer geschlechterinklusive Erwerbsbeteiligung stehen im Mittelpunkt des Beitrags von *Mohanalakshmi Rajakumar*, *Mariam Bengali* und *R. R. Shahzad* (*Education, Marriage, and Professionalization: The Modern Qatari Woman's Dilemma*). Im Gegensatz zu anderen arabischen Staaten bestehen die Golfstaaten auf Geschlechtersegregation in öffentlichen Räumen wie der Schule und dem Arbeitsplatz. Die Autor_innen zeigen anhand der Analyse von Heiratsverträgen, wie Frauen in Katar die empfindliche Balance zwischen Bildungsaspirationen, der Hoffnung auf Professionalisierung und der unver-

meidlichen Verpflichtung, Ehefrau und Mutter zu werden, austarieren. In den Daten manifestieren sich deutlich veränderte gesellschaftliche Aspirationen von Frauen und Individualität artikulierende Strategien.

Insgesamt zeigen die Beiträge, dass Geschlechterpolitiken, die Vergesellschaftung von Frauen und ihr bürgerschaftliches Engagement auf vielfältige Weise variieren, etwa in Tunesien und in Ägypten. Geschlechterbeziehungen und -politiken sind aufs Engste an die jeweiligen Formen sozio-politischer, kultureller und auch religiöser Transformation gebunden. Von außen betrachtet, scheint Religion zunächst das Haupthindernis von Wandel und Geschlechterungleichheit zu sein. Aber sogar in traditionellen religiösen Bezügen und Organisationen sind Frauen als aktiv gestaltende Subjekte erkennbar. Auch wenn die Durchsetzung von Frauenrechten oftmals primär als Folge der religiös legitimierten Ordnung erlebt und verhandelt wird, ist dies vor allem eine Frage sozio-ökonomischer und politischer Ungleichheit (Mernissi 1975). In diesem Sinne laden die Herausgeberinnen des Schwerpunkthefts zum intellektuellen Austausch mit der Region ein.

Literatur

- Al-Ali, Nadjé (2001): *Between Political Epochs and Personal Lives: Formative Experiences of Egyptian Women Activists*, in: Fay, Mary Ann (Hrsg.): *Auto/Biography and the Construction of Identity and Community in the Middle East*. New York: Palgrave, S. 155–176
- Al-Ali, Nadjé (2006): *Iraqi Women's Rights in Historical Perspective*, in: Simpson, Caroline, (Hrsg.), *Iraq – Women's Rights Under Attack: Occupation, Constitution and Fundamentalism*. London: WLUML
- Al-Ali, Nadjé (2007): *Iraqi Women: Untold Stories From 1948 to the Present*. London; New York: Zed Books
- Baron, Beth (1994): *The Women's Awakening in Egypt*. Yale University Press, New Haven
- Badran, Margot (1995): *Feminists, Islam, and Nation. Gender and the making of modern Egypt*. Princeton: Princeton University Press
- Fleischmann, Ellen (1999): *The Other "Awakening": The Emergence of Women's Movements in the Modern Middle East, 1900–1940*, in: Meriwether, Margaret L. and Tucker, Judith E. (Hrsg.): *A Social History of Women and Gender in the Modern Middle East.*, Boulder: Westview Press, S. 89–140
- Fleischmann, Ellen (2003): *The Nation and Its „New“ Women. The Palestinian Women's Movement 1920–1948*. Berkley et al.: University of California Press
- Labidi, Lilia (1982): *L'histoire d'une parole féminine*. Tunis: El Asria
- Labidi, Lilia (1987): *Origines des mouvements fééministes en Tunisie*. Tunis: Imprimerie Tunis Carthage
- Mernissi, Fatima (1975): *Beyond The Veil. Male-Female Dynamics in a Modern Muslim Society*. New York: Schenkman
- Sadiqi, Fatima (2010): *Women, Islam, and Political Agency in Morocco*, in: Sadiqi, F. and Ennaji, M. (Hrsg.): *Women in the Middle East and North Africa. Agents of Change*. London: Routledge, S. 36–47
- Sadiqi, Fatima (2014): *Moroccan Feminist Discourses*. New York: Palgrave McMillan

Sadiqi, Fatima (2016): *Women's Movements in Post-'Arab Spring' North Africa*. Comparative Feminist Studies Series. New York: Palgrave Macmillan/Springer Nature

Thompson, Elizabeth (1999): *Colonial Citizens. Republican Rights, Paternal Privilege and Gender in French Syria and Lebanon*. New York: Columbia University Press

Prof. Dr. Heidemarie Winkel

Fakultät für Soziologie

Universität Bielefeld

heidemarie.winkel@uni-bielefeld.de

Geschichte(n) erzählen in der Blogosphäre? Der Wissenschaftsblog „Migration and Belonging“

Levke Harders

„Wissenschaftsbloggen ist lebendige, flüssige Wissenschaft, Open Access der kleinen Form.“ (Klaus Graf)¹

Nachdem ich im April 2016 das von der DFG geförderte Postdoc-Projekt „Geschichten von Fremdheit und Zugehörigkeit. Migration als Aushandlungsprozess in westeuropäischen Grenzregionen (1815–1871)“ begonnen habe, begleite ich das Vorhaben seit Juli 2016 mit einem Blog. Dazu verwende ich das geisteswissenschaftliche Portal hypotheses.org, das seit 2008 von der Plattform für offenes elektronisches Publizieren OpenEdition angeboten wird (das deutschsprachige Portal existiert seit 2012).

Warum bloggen?

Unter <https://belonging.hypotheses.org> stelle ich historische Themen und Forschungsergebnisse des Projektes einer breiteren Öffentlichkeit vor. Der Blog bietet über die etablierten Formate der Fachkommunikation hinaus die Möglichkeit, komplexe Zusammenhänge anschaulich darzustellen – prägnant und zeitnah. Ich nutze diese (für mich neue) Form der Wissenschaftskommunikation auch, um den Forschungsprozess zu begleiten, sichtbar zu machen und zu reflektieren. Nicht zuletzt werden wissenschaftliche Erkenntnisse einfach(er) zugänglich – nämlich Open Access – präsentiert und können so von ganz unterschiedlichen Leser_innen entdeckt werden. Damit dienen Blogs auch der (akademischen) Vernetzung jenseits von Konferenzen, Zeitschriften und Fachverbänden.²

Wie und was bloggen?

Zur besseren Übersichtlichkeit der (bisher 14 deutschsprachigen) Beiträge nutze ich Kategorien, Schlagwörter und drei Rubriken. Im Bereich „Projekt“ werden Methoden und Theorien sowie Untersuchungsergebnisse diskutiert, während in „Forschungsberichte“ Debatten zur europäischen Migration im 19. Jahrhundert zusammengefasst werden. Hier findet sich bspw. „Eine kurze Geschichte der Geschlechtergeschichte“ (Teil I: <http://belonging.hypotheses.org/300>, Teil II: <http://belonging.hypotheses.org/320> und Teil III: <http://belonging.hypotheses.org/328>). Unter „Aus den Archiven“ stelle ich einzelne Archive sowie Recherche, Transkription und Übersetzung von Quellen, Quelleninterpretation beispielhaft vor. Hierzu gehört der häufig besuchte Post „Studentische Eindrücke aus dem Landesarchiv Schleswig-Holstein“, ein Gastbeitrag von Stephan Schlottke, der als studentische Hilfskraft im Projekt beschäftigt ist (<https://belonging.hypotheses.org/254>); weitere Gastbeiträge sind geplant.

1 Mareike König, Grundfragen des Wissenschaftsbloggens – Interview mit Klaus Graf (2016), unter: <http://redaktionsblog.hypotheses.org/3110>.

2 Siehe dazu auch Lilian Landes, Diversifizierung der Publikationsformen: Über die Rolle von Wissenschaftsblogs (2016), unter: <http://redaktionsblog.hypotheses.org/3110>.

Warum Blogs lesen?

Im Mai 2017 haben bei über 3.000 Zugriffen rund 1.000 unterschiedliche Leser_innen den Blog besucht (nach dem Start lag im Juli 2016 die Zahl noch bei knapp 1.200 Zugriffen von 114 unterschiedlichen Leser_innen). Ich kann der hypotheses.org-Projektleiterin Mareike König also zustimmen, dass die Entwicklung der dort publizierten Blogs eindrucksvoll belege, „dass es ein Bedürfnis nach direkter, vernetzter und schneller Kommunikation im Bereich der Geisteswissenschaften gibt“.³ Mit Beiträgen zur Quellenkunde und Methodik sowie mit der Darstellung von Forschungsdebatten und -ergebnissen soll der Blog neben Studierenden, Forschenden und Lehrenden auch Interessierte jenseits institutionalisierter Wissenschaft ansprechen. Durch die Kommentarfunktion wird der Blog zu einem interaktiven Forum, so wurde die Quelleninterpretation im Post „Migrationsgeschichte als Geschlechtergeschichte“ (<https://belonging.hypotheses.org/286>) von einer Besucherin kritisch ergänzt. Übrigens, über den Beitrags-Feed (RSS) können Leser_innen diesen und andere Blogs ganz einfach durch ihr E-Mail-Programm abonnieren.

Dr. Levke Harders

Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie,
Abteilung Geschichte
Universität Bielefeld
levke.harders@uni-bielefeld.de

³ Mareike König, Die Entdeckung der Vielfalt. Geschichtsblogs auf der internationalen Plattform hypotheses.org, in: Peter Haber/Eva Pfanzelter, Hg., Historyblogosphere. Bloggen in den Geschichtswissenschaften, München 2013, 181-197, Zitat 184.

Gender in der Informatik: BMBF-Verbundvorhaben GEWINN startet

Geschlechterforschung in der IT zur Anwendung bringen

Der Ruf von Unternehmen nach Fachkräften ist derzeit im IT-Sektor besonders stark zu vernehmen. Aus gleichstellungspolitischer Sicht ist vor allem hervorzuheben, dass nach Bitkom Umfragen aus den Jahren 2013 und 2015 nur 14 % aller Fachkräfte mit IT-Hochschulstudium, IT-Fachhochschulstudium oder IT-spezifischer dualer Ausbildung Frauen sind.¹ Und sollten Frauen in der IT freiberuflich tätig sein, erhält jede zweite in größeren Unternehmen einen niedrigeren Stundensatz als männliche Freiberufler.² Der Bedarf an Fachkräften auf der einen und die Ungleichverteilung von Geschlechtern auf der anderen Seite erhöht den Druck auf Unternehmen, bestehende Ausschlussmechanismen in Strukturen, Fachkultur und Arbeitsweisen abzubauen. Um ihren Bedarf an Fachkräften nachhaltig zu decken und um die Vorzüge einer Diversifizierung zu nutzen, ist bei Unternehmen grundsätzlich die Nachfrage nach Ansätzen zur Implementierung von Erkenntnissen aus der Geschlechterforschung vorhanden. Allerdings fehlt es häufig an anwendungsbezogenen Dialogmöglichkeiten und die Theorieebene der Geschlechterforschung knüpft nicht immer an dem Alltagswissen in der Praxis an. Da die Problematik der Verbindung von vergeschlechtlichten Fachkulturen, homosozialer Netzwerkbildung und Arbeitsmarktsegregation häufig für die Unternehmen nicht erkennbar ist, möchten wir mit dem im Januar 2017 gestarteten Verbundvorhaben ‚Gender. Wissen. Informatik. Netzwerk zum Forschungstransfer des interdisziplinären Wissens zu Gender und Informatik‘ (GEWINN) die Forschungen aus den Gender Studies, der Wissenschafts- und Technikforschung, der feministischen Human-Computer-Interaction und der Usabilityforschung mit unternehmerischen Perspektiven verbinden.

In wissenschaftlicher Kooperation nutzt dazu die Hochschule Heilbronn zusammen mit der Universität Siegen und dem Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit e. V. die Chance der erhöhten Sichtbarkeit von spezifischer Geschlechterforschung im IT-Sektor, um den Kernpunkt des Verbundprojektes, den transdisziplinären Dialog, zu fördern. Dieser Dialog soll Geschlechterforschung und IT-Unternehmen zusammenbringen, damit sich langfristig und weiterführend Konzepte aus der Geschlechterforschung im IT-Sektor verankern lassen.

Dabei soll nicht nur auf den Fachkräftemangel reagiert, sondern sollen aktiv und anwendungsbezogen Konzepte und Handlungsmöglichkeiten speziell mit Unternehmen entwickelt werden, um Chancengerechtigkeit zu fördern und zu einer geschlechtergerechten und diversitätssensiblen Mitgestaltung des digitalen Wandels beizutragen. Da in der Informatik Werkzeuge und Produkte entwickelt werden, die unsere Gesellschaft formen, ist die Mitwirkung und Beteiligung von heterogenen Zusammenschlüssen zielführend, wenn die entwickelten Endprodukte

1 bitkom (2015): Der IT-Mittelstand in Deutschland – Mittelstandsbericht; Online-Publikation abrufbar unter: http://www.bitkom-research.de/WebRoot/Store19/Shops/63742557/MediaGallery/Press/2015/10_Oktober/150924_Mittelstandsbericht_Online_Final.pdf (Stand: 19.04.2017).

2 bitkom (2016): 14.09.2016 – IT-Freelancer: Frauen verdienen häufig weniger; Online-Publikation abrufbar unter: <http://www.bitkom-research.de/IT-Freelancer-Frauen-verdienen-haeufig-weniger> (Stand: 19.04.2017).

eine möglichst große Zielgruppe ansprechen und damit wenig Ausschlüsse produzieren sollen. Die Teilhabe an einer Geschlechtervielfalt ist also auch für Unternehmen relevant.

Wir möchten durch eine intensive Kooperation mit Unternehmen und verschiedenen Arbeitsbereichen aus der Informatik den Wissenstransfer zwischen Geschlechterforschung und Unternehmen vorantreiben und Geschlechterwissen anwendungsspezifisch formulieren und übertragen. Doch nicht nur der Austausch um die Gestaltung geschlechtergerechter Produktentwicklung und die Integration aktueller Forschungsergebnisse in die eigene Arbeit ist Anliegen des Verbundprojektes, sondern auch der umgekehrte Weg: der Transfer von Wissen aus Unternehmen in die Geschlechterforschung. Zentrale Anliegen sind dabei zum Beispiel die Sichtbarmachung von Geschlechterperspektiven in Arbeitspraktiken sowie die Veränderungen von Fach- und Unternehmenskulturen hin zu mehr Teilhabechancen. Wir bieten dazu Diskussionsräume für geschlechterspezifisches Wissen an, um dieses Wissen interdisziplinär zu reflektieren und gemeinsam zur Anwendung zu bringen.

Um diese enge Verzahnung von Theorie und Praxis zu gewährleisten, werden wir in der Laufzeit des Verbundprojektes bis Ende 2019 verschiedene Formate nutzen. Die Formate sind vernetzt und beeinflussen sich iterativ während des gesamten Verbundprojekts: Neben fünf themenspezifischen Fachtagen für den Austausch mit Unternehmen veranstalten wir eine wissenschaftliche Konferenz im Mai 2018, um aktueller Geschlechterforschung die Möglichkeit zu geben, ihre Konzepte und Herangehensweisen vorzustellen. Ebenfalls sollen bei den Fachtagen und der Konferenz Unternehmensvertreter/innen ihre Perspektiven und Lösungsvorschläge vorstellen, damit anhand von konkreten Beispielen die Anwendbarkeit von spezifischem Geschlechterwissen verdeutlicht werden kann. Aufbereitet wird dieses erarbeitete Wissen auf der Projektwebsite zur Verfügung gestellt. Der Konferenz folgt ein Sammelband, der die vorgetragenen Thematiken, Ergebnisse und Diskussionen bündelt und zur weiteren Verwendung publiziert wird.

Parallel zu den Fachtagen und der Konferenz werden sechs innovative Reallabore initiiert, bei denen Wissenschaftler/innen und Unternehmensvertreter/innen gemeinsam in den Unternehmensalltag von sechs Unternehmen eintauchen können, um direkt vor Ort auf geschlechterspezifische Probleme einzugehen und gemeinsam konkrete Lösungen hierfür zu erarbeiten. Die Ergebnisse aus den Reallaboren werden einerseits während der Fachtage und der Konferenz vorgestellt und diskutiert und andererseits in praktische Handlungsempfehlungen münden, die Unternehmen als Leitfaden für das Erkennen und die Lösung von geschlechterspezifischen Problemstellungen dienen sollen.

Als Plattform zur Vernetzung von Wissenschaft, Unternehmen und Young Professionals in der IT dient neben den Veranstaltungen und Reallaboren auch die Projektwebsite. Dort werden sukzessiv Terminankündigungen, Projektergebnisse und Handlungsempfehlungen veröffentlicht.

Das Projekt ‚Gender. Wissen. Informatik. Netzwerk zum Forschungstransfer des interdisziplinären Wissens zu Gender und Informatik‘ (GEWINN) ist ein Verbundprojekt der Hochschule Heilbronn, der Universität Siegen und des Kompetenzzentrums Technik-Diversity-Chancengleichheit. Es wird mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) unter den Förderkennzeichen 01FP1603, 01FP1604 und 01FP1605 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autorinnen und Autoren.

Termine

21. November 2017: Fachtag in Berlin
14./15. Mai 2018: Wissenschaftliche Konferenz in Heilbronn
16. Mai 2018: Fachtag in Heilbronn
28. September 2018: Fachtag in München
25. April 2019: Fachtag in Hamburg
20. September 2019: Fachtag in Köln

Website des Verbundprojektes

www.gender-wissen-informatik.de

Kontakt

Prof. Dr. Nicola Marsden (Verbundkoordination)
Fakultät für Informatik
Hochschule Heilbronn
nicola.marsden@hs-heilbronn.de

Prof. Dr. Volker Wulf
Lehrstuhl für Wirtschaftsinformatik und Neue Medien
Universität Siegen
Volker.wulf@uni-siegen.de

Ute Kempf
Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit e. V.
Bielefeld
kempf@kompetenzz.de

Personalia

Preis des Sektionsrates Frauen- und Geschlechterforschung in der DGS für Holly Patch

Holly Patch, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZG) der Universität Bielefeld, ist mit dem Preis für herausragende Studienabschlussarbeiten des Sektionsrates Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) ausgezeichnet worden.



In ihrer Masterarbeit „The Personal as Powerful: Erotic fantasy and overcoming oppression in Audre Lorde’s *Zami*“ analysiert und kontextualisiert Patch unter Rückgriff auf Erkenntnisse der poststrukturalistischen Geschlechtertheorie die Mythobiographie *Zami* von Audre Lorde. Dabei strukturieren diese Kenntnisse aber nicht nur die Analyse des empirischen Materials; vielmehr werden umgekehrt die Ergebnisse der empirischen Analyse auch für eine Kritik und Weiterentwicklung von Geschlechtertheorie genutzt. Im Mittelpunkt steht dabei die Forschungsfrage „How can subjects (with material bodies) become empowered and resistant against hegemonic powers that oppress, silence, and make invisible gendered, sexual, and racial selves?“

Patch stellt hierfür die Bedeutung erotischer Phantasien heraus: Diese müssen vor allem dann im Laufe eines Lebens entdeckt werden, wenn sie den hegemonialen Vorstellungen der Begehrensstrukturen nicht entsprechen. Die erotischen Phantasien ermöglichen es Audre Lorde, neue Vorstellungen und Bedeutungen ihrer Position als schwarzer Frau aus der Unterschicht zu entwickeln und sich zu ent-unterwerfen. Dabei entsteht auch durch einen bestimmten Gebrauch der Stimme die Möglichkeit, „to expose and challenge oppressive regimes“. So wird deutlich, wie die emanzipierende und ermächtigende Wirkung von autobiographischen und erotischen Reflexionen ein ‚reframing‘ der Bedeutung von Kategorien sowie die Wiedereinschreibung der neu gewonnenen Begriffe in die Körper ermöglichen, die schließlich zu feministischen Interventionspolitiken führen können.

Studiengangskoordination MA Gender Studies: Sebastian Grieser



Seit dem Wintersemester 2016/17 koordiniert Sebastian Grieser den Masterstudiengang „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ und lehrt im Arbeitsbereich Gender an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld.

Er hat in Fulda und in Bielefeld Soziologie und Sozialwissenschaften studiert. Seine Forschungsschwerpunkte sind Soziologie der Geschlechterverhältnisse, feministische Methodologie sowie Raum- und Männlichkeitenforschung. In seiner Promotion beschäftigt er sich qualitativ mit Care-Regimen in öffentlichen Räumen.

Gender-Gastprofessorin am CITEC: Gloria Origgi



In Summer term 2017, Prof. Dr. Gloria Origgi held the Visiting Professor at the Cluster of Excellence Cognitive Interaction Technology (CITEC) contributing her expertise into the field of gender and cognitive interaction technology. During her stay at CITEC she gave talks and also held a seminar for master and PhD students.

Gloria Origgi is a philosopher and a social scientist based at the Institut Nicod (ENS-EHESS-PSL) in Paris. She earned a Habilitation in Philosophy and the Social Sciences at the Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales (EHESS) in 2013.

In her research, she seeks to understand the impact of social relations and institutions on both cognitive processes and the organization of knowledge. She has worked extensively on the topics of trust, reputation, and the evaluation of knowledge and science. She serves as a member of two advisory boards at the European Commission in Brussels (Future and Emerging Technologies and Gender) whose aim is to design the new Research Framework Programme after Horizon2020.

She has taught in France, Italy, Brazil, and is regularly invited to speak at numerous institutions in the United States and England. In 2005 and 2013, she was Visiting Fellow at the Italian Academy for Advanced Studies at Columbia University in New York City. Her latest book is: Reputation: What It is and Why it Matters (Princeton University Press, 2017). She also works on the epistemology of gender and its applications in social cognition.

In 2016, she started a project called the Dictionary of Social Passions (PUF), which gathers input from more than 200 colleagues from French universities and international institutions to shed light on the role of passions in human motivation. Since 2016, she has participated in a new joint EHESS-Columbia University project on the Epistemologies of the South. She is also involved in research on epistemic democracy. Her research has been covered by many newspapers and media outlets, including The Financial Times, The Guardian, Le Monde, the BBC, and France Culture.

More information

www.cit-ec.de/en/gender-diversity

www.uni-bielefeld.de/gender/gendergastprofessur.html

Vortragsreihe des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG)

Das IZG hat in diesem Sommersemester seine interdisziplinäre Vortragsreihe mit Beiträgen international renommierter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler fortgesetzt.

Dr. des. Andrea Zimmermann vom Zentrum Gender Studies der Universität Basel, Geschlechterforscherin, Literaturwissenschaftlerin, Dramaturgin stellte unter dem Titel „Theater der Gefühle. Affektive Verhandlungen von Geschlecht in der Migrationsgesellschaft“ ein neues Forschungsvorhaben vor. Ausgangspunkt ist die derzeitige allgegenwärtige Präsenz der künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Thema Migration auf den Bühnen im deutschsprachigen Raum. Die Thematisierung von Migration im Zusammenhang mit Geschlecht ist hier besonders affektiv aufgeladen. Im Rahmen des Forschungsvorhabens sollen verschiedene Ansatzpunkte zur Erforschung gerade dieses affektiven Zusammenhangs ausgelotet werden. Zentrale Fragestellungen sind dabei: Inwiefern organisieren Affekte gesellschaftliche Aus- und Einschlussmechanismen? Welche Ansätze der Affect Studies erscheinen für die Analyse von Selbstaffirmation und Othering als besonders vielversprechend? Wie lässt sich der affektive Zusammenhang von Rassismus und Sexismus erfassen?

Prof. Dr. Jonathan D. Katz vom Department of Art der University at Buffalo (New York, USA) und im Sommersemester 2017 Marie Jahoda Visiting Chair in International Gender Studies, Ruhr-Universität Bochum, sprach zu „Mapplethorpe’s Pose, Fetish Clothes and the Politics of Nudity“. One of Robert Mapplethorpe’s most remarkable achievements was to begin to take the reflexive, unexamined union of biological sex, gender and sexuality and disentangle them – even in images of the same exact model. In this talk, Jonathan D. Katz explored how Mapplethorpe was able to make nude, bare flesh do what in art history has generally required elaborate costuming, complicated scenarios, make up and wigs. Arguing against the traditional framing of Mapplethorpe as a gay artist, Katz underscores how in fact queer he was, long before that word, and its new meanings, first surfaced. The result is a very different Mapplethorpe from the one we thought we knew.

Zum Abschluss der Reihe sprach *PD Dr. Gabriele Dietze*, 2016 Fellow der VW Stiftung für das Projekt „Sexueller Exzeptionalismus“ an der HU Berlin, Lehrende an den Universitäten Basel und Dartmouth. Ihr Thema: „Diskriminierende Leidenschaft – Rassismus und Sexismus als Affekt“. Der Vortrag setzte sich mit affektiven Dimensionen der verbreiteten sozialen Praxis des Diskriminierens auseinander. Gerade in den Rhetoriken des Rechts-Populismus scheint mit neuen unterscheidenden und abgrenzenden ‚Wahrheiten‘, die ‚man endlich mal sagen darf‘, ein Gefühl der Erleichterung und des Triumphalismus verbunden zu sein. Besonders greifbar wird das, wenn es um das Feld von Geschlechter- und Sexualordnungen geht und stark emotional gesättigte Komposita wie ‚Gender-Wahnsinn‘ oder ‚Rape-Fugees‘ gebildet werden. Die Affektstärke dieser Unterscheidungsmuster spricht dafür, dass ‚Diskriminierende Leidenschaften‘ auch im Feld des Begehrens zu verorten sind. Im Vortrag wurde veranschaulicht, dass die auf diesen ‚Probepartnern‘ getroffenen ‚Unterscheidungen‘ kontinuierlichen Einfluss auf und Modellcharakter für das Spannungsverhältnis zwischen Vorstellungen pluralistischer Zivilgesellschaft und populistischen Vereinheitlichungssehnsüchten haben.

Genderpädagogik in der Jugendarbeit – ein Diskurs zwischen Forschung und Praxis

Nikolas Johann

Das an der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld angesiedelte Forschungsprojekt „Selbstbestimmung und Geschlecht – Bildungsqualitäten genderpädagogischer Angebote der Jugendarbeit und im Kontext der (Ganztags-)Schule“ lud am 3. März 2017 zu einer Fachtagung in das Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) ein. Das seit 2013 vom Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes NRW geförderte Forschungsprojekt versucht die Bildungsqualitäten der genderpädagogischen Jugendarbeit mittels eines ethnographischen Forschungszugangs sichtbar zu machen. Im Mittelpunkt der Tagung stand neben den Ergebnissen des Forschungsprojektes vor allem der Austausch zwischen Forschung und Praxis zum Thema. Rund 60 Teilnehmer_innen aus Forschung, Fachpolitik und vor allem aus der pädagogischen Praxis der (genderpädagogischen) Jugendarbeit nahmen das Angebot wahr und diskutierten angeregt die präsentierten Forschungsergebnisse wie auch die grundsätzliche Stellung der Offenen Jugendarbeit in NRW.

Nach einleitenden Worten des Dekans der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld, Prof. Dr. Oliver Böhm-Kasper, eröffnete Dr. Ulrike Graff den inhaltlichen Teil der Tagung. Unter dem Motto: „Ihr seid ins Feld gegangen – und was habt ihr dort gesucht?“ stellte sie als Projektleiterin den ethnographischen Forschungsprozess vor. Die Forschungsfrage des Projektes lautet: wie lassen sich Bildungsqualitäten in genderpädagogischen Angeboten der Jugendarbeit beschreiben? Dieser Frage wurde in erster Linie aus der Perspektive der Jugendlichen nachgegangen: wie bringen Mädchen und Jungen in den beobachteten Angeboten selbst Geschlecht ins Spiel? Situationen, in denen sich Jugendliche von sich aus auf Geschlecht beziehen, wurden praxistheoretisch im Hinblick auf ihre Beschaffenheiten analysiert. Graff machte deutlich, dass es im Projekt darum geht, Bildungsqualitäten aus der empirischen Praxis heraus zu beschreiben und nicht normativ zu prüfen. Die Forschung fand als Feldforschung in sechs geschlechtshomogenen wie -heterogenen Angeboten der genderpädagogischen Jugendarbeit und in Kooperation mit Schulen statt: in einem Jugendcafé im Jugendzentrum, einem Cybermobbingprojekt in einer Förderschule, einem Jungentag im Jugendzentrum, einer Jungen-AG und einer Mädchen-AG in einer Realschule und in einer Theatergruppe in einem Mädchentreff. Für die Erforschung von Geschlecht skizzierte Graff eine besondere methodologische Herausforderung: Im Projekt wurde mit der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit gearbeitet, da sie in den Organisationsformen der Mädchenarbeit und der Jungenarbeit der Genderpädagogik – in emanzipatorischer Absicht – angelegt ist. Im Interpretationsprozess wurde versucht, die eigene Beteiligung an der Konstruktion von Jugendlichen als Mädchen und Jungen selbst reflexiv wahrzunehmen. Aus dieser Widersprüchlichkeit ergab sich eine der zentralen Analyseperspektiven der Forschung, da Geschlechter dort als vielfältig und unbestimmbar gedacht werden.

Im Anschluss an den ersten Vortrag hatten die Teilnehmer_innen sowohl Gelegenheit, sich in Kleingruppen auszutauschen, als auch im Plenum Fragen zu stellen und die Projektvorstellung zu kommentieren. Die anschließende Diskussion ging der Frage nach, nach welchen Kriterien die Forscher_innen ihr Forschungsfeld, also die beforschten Orte der Jugendarbeit, ausgewählt hatten. In den Nachfragen der Vertreter_innen aus der Praxis, insbesondere aus den Reihen der queeren Jugendarbeit, spiegelte sich insofern auch das breite Interesse an der Forschung im Allgemeinen und für die Beforschung der eigenen Einrichtung im Besonderen wider. Dies verweist auf eine herausfordernde Zielsetzung des Projektes, Genderpädagogik in ihrer gelebten Vielfalt auch in der Forschung abbilden zu können.

Im nachfolgenden Vortrag präsentierten Nikolas Johann und Katja Kolodzig anhand ausgewählter Textstellen aus dem Forschungsmaterial Aspekte genderpädagogischer Bildungsqualitäten. Am Beispiel von typischen Szenen in der Offenen Jugendarbeit wiesen sie etwa auf die wichtige Rolle der Theke hin. Diese wurde in den angeführten Textstellen als ein sicherer Ort (z. B. für die Verhandlung von Weiblichkeiten und Männlichkeiten in selbstbestimmter und ernsthafter Weise) und Möglichkeitsmobiliar für die Jugendlichen, sich präsentieren zu können, gedeutet. In der darauffolgenden Diskussion wurde deutlich, dass die interpretativen Einschätzungen der Forscher_innen nicht immer von den Teilnehmer_innen geteilt wurden; so wurde kritisch angemerkt, dass die Bedeutung der Theke als ein fast klassischer Ort der Aufführung hegemonialer Männlichkeit zu wenig berücksichtigt wurde. Darüber hinaus wurde aber auch der Wunsch nach weiteren Einblicken in das Forschungsmaterial formuliert.

Im anschließenden Vortrag stellte Katja Kolodzig Hinweise auf Konsequenzen aus dem Projekt für Forschung, Praxis und Fachpolitik vor. Sie reflektierte einerseits die eigene Forschungspraxis (in einer nächsten Studie wäre auf eine einfachere Systematik der Beobachtungsfelder zu achten) und versuchte andererseits einen Transfer der Forschungsergebnisse bzw. der Forschungserfahrung auf die so beforschten Forschungsfelder. Dabei war ein wichtiger Punkt, dass die Ethnographie mit dichten Beschreibungen, Szenen, Einzelfällen den Stoff für weitere Auseinandersetzung sowohl für wissenschaftliche als auch pädagogisch-praktische Reflexion liefern kann, aber keine Lösungen für konflikthafte Phänomene. Solch einen Stoff stellt beispielsweise die in der Forschung beschriebene Qualität des pädagogischen Handelns in der Offenen Jugendarbeit dar, die sich fortwährend im Spannungsfeld zwischen Eingriff und Zurückhaltung bewegen muss. Dieses ist in der Praxis selbst nur schwer sichtbar und kann somit dem Zugriff der Praktiker_innen entzogen sein.

Neben den Rückfragen und Eindrücken aus dem Publikum wurden die Vorträge von fachlich einschlägigen Kommentator_innen begleitet. Zur pädagogischen Geschlechterforschung und speziell auch zur Ethnographie lieferte Prof. Dr. Helga Kelle von der Universität Bielefeld erhellende Hinweise, die die Herausforderungen der durchgeführten Forschung nochmals unterstreichen konnten. Sie machte deutlich, dass es bei der im Projekt verfolgten normativen Enthaltensamkeit gegenüber der Praxis darum geht, dass sich Forscher_innen eigener Bewertungen enthalten; nicht aber darum, dass sie normative Bewertungen im Feld nicht auch als normative identifizieren. Die präsentierten inhaltlichen Forschungsergebnisse wurden von Dr. Thomas Viola Rieske von Dissens e. V. Berlin kommentiert, der mit seinem Beitrag (in seiner Abwesenheit von Felix Geschwinder

verlesen) auf die Widersprüche hinwies, die sich in der Arbeit mit den Konzepten doing gender und undoing gender als Forschungsheuristiken einstellen.

Der abschließende Vortrag wurde von verschiedenen Vertreter_innen der Fachpolitik kommentiert. Es sprachen Sanata Nacro, Referentin der LAG Mädchenarbeit NRW, Michael Drogand-Strud, Vorstand der LAG Jungenarbeit NRW sowie Renate Janßen, LAG Autonome Mädchenhäuser/ feministische Mädchenarbeit NRW. Sie konnten dazu beitragen, die Forschung und ihre Ergebnisse im Lichte der verschiedenen jugendarbeitlichen Herausforderungen zu betrachten. Die zum Teil kontroverse Diskussion zeigte, wie sich die Akteur_innen der Genderpädagogik zwischen hohen eigenen politisch-pädagogischen Ansprüchen, ihrem Standing in der jugendpolitischen Debatte und der pädagogisch-praktischen Ebene hin und her bewegen und um die Relevanzen der jeweiligen Perspektiven ringen.

Durch den hohen Anteil von Teilnehmer_innen aus der Praxis der Jugendarbeit ist es mit der Tagung gelungen, einem wichtigen Anspruch, dem Zusammenführen von Forschung und Praxis, gerecht zu werden. In den stattfindenden Diskussionen zeigte sich, dass gerade dieser Austausch überaus produktiv ist und fortgesetzt werden sollte. Um sich diesem Ziel weiter anzunähern wurden aus dem Forschungsprojekt Workshops mit dem Titel „Genderpädagogik in der Jugendarbeit. Forschungsbasierte Praxisreflexion“ konzipiert, die Praktiker_innen der genderpädagogischen Jugendarbeit Forschungsmaterial aus dem Projekt für (kritische) Auseinandersetzungen mit der eigenen Arbeit zur Verfügung stellen. Auf der Tagung wurde die Idee der Workshops vorgestellt. Dieses Angebot wurde interessiert angenommen: im Laufe des März fanden je ein Workshop in Dortmund, Minden und Bielefeld statt.

Nikolas Johann

Fakultät für Erziehungswissenschaft

Universität Bielefeld

n.johann@uni-bielefeld.de

Multiple Modernities – Multiple Gender Cultures

Mark B. Bibbert & Elisabeth Hill

From September 15th to September 17th 2016, the University of Augsburg hosted the International Conference “Multiple Modernities – Multiple Gender Cultures,” organized by Prof. Dr. Heidemarie Winkel (University of Bielefeld), Prof. Dr. Angelika Pofert (TU Dortmund University), and Prof. Dr. Reiner Keller (University of Augsburg).¹ The conference was organized in cooperation with the Women and Gender Studies Section and the Sociology of Knowledge Section of the German Sociological Association. Over the course of these three days, the conference focused on the worldwide multiplicity of gender orders as well as how they might be conceptualized and compared against the background of multiple entangled modernities. Various empirical and theoretical contributions by international speakers were discussed with the intention to integrate transcultural and post-colonial perspectives in the multiple modernities paradigm (Eisenstadt).

On Thursday, the first day of the conference, the organizers welcomed all guests and opened the floor to *Heidemarie Winkel* (University of Bielefeld), who talked about “Differences and/or Similarities? Gender as an Epistemic Test Case”, as Manuela Boatca was unfortunately unable to present as planned. Winkel started her presentation by invoking Sousa Santos’ concept of the sociology of absences. In doing so, she criticized the global fixation on capitalism and Western theories, for example, the multiple modernities approach, which is in itself euro-centric and takes Europe as a point of origin for its assumptions. She posed the question of whether or not other cultures need Western ideas of a political society and participation, which are indeed bourgeois ideals. Heidemarie Winkel went on to ask if gender is still an adequate concept, especially when taking into account that not all women have the same gender. In Europe, the epistemological foundation of gender is its symbolic continuity, but beyond focusing on structures and institutions, culture needs to matter, too.

On Friday, *Gudrun Lachenmann* (University of Bielefeld) started the day with her lecture about “Negotiating Transformative Gender Orders in Translocal Spaces in the Global South.” In her talk, she posed methodological questions regarding the analysis of processes of globalization and localization from a translocal perspective. Lachenmann showed how the addition of concepts of multiple modernities and new concepts of diversity can be made useful by including the local in the global. Starting with criticism of modernity and feminism as Western, she nonetheless pointed out that development is a positive slogan in Senegal, Sudan, and Malaysia, and that development studies have also used ‘gender’ as an important category for quite some time. Continuing, she addressed various methodological challenges in times of globalization, such as the danger of losing focus on given societal contexts when analyzing ‘global’ phenomena. Further, she advised caution in comparing different societies or cultures with their specific transformations and contexts, especially

1 The conference was generously funded by the Jakob-Fugger-Center for Transnational Studies (University of Augsburg), additional funding was given by the “Büro für Chancengleichheit/Universitätsfrauenbeauftragte” at the University of Augsburg and by the “Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg”. Further funding was provided by the Women’s and Gender Studies Section as well as the Sociology of Knowledge Section of the German Sociological Association.

because of the risk of fixating concepts of culture or falling into “methodological nationalism” (Wimmer, Glick, Schiller). Another common pitfall is that of systems of ignorance, which can have disastrous effects when analyzing statistical data that relies on Western concepts such as the household. She illustrated her methodological intentions by giving research results from her case studies in Senegal, Sudan, and Malaysia. Empirical data reveals that there is a considerable diversity of gender realities. Regarding women’s rights and their transformations, the importance of Islam, the authority of knowledge as well as gender order in economical and local governance, and the negotiation of the importance of global concepts were elaborated. She also noted that feminism has become a rejected term of sorts, as observed when looking at current titles of international ‘feminist’ conferences that prefer wordings such as “looking for a common ground.”

Subsequently, *Anna Spiegel* (University of Bielefeld) presented her research findings regarding “Negotiating Gender in Multiple Public Spheres. The Case of Malaysian Women’s Activists”, based on her ethnographic study in Malaysia about women activists. Starting with a critique of Habermas’ concept of the public sphere as Western and bourgeois, she looked at the construction of different public spheres by different organizations. By politicizing different issues in different ways, different public spheres emerge. Anna Spiegel differentiated between a counterpublic of urban advocacy women’s organizations, a complementary public sphere of semi-urban social work organizations, and a public sphere of resistance of women’s workers organizations. She did so based on her work with female activists and NGO’s in Malaysia in 2004/05. Her research draws on the concept of global ethnography (Buraway), which she complemented by focusing on actors and taking gendered social spheres into account. Her data contain observations of formal and informal gatherings, interviews with activists, and documents, whereby events are considered as a manifestation of a global public sphere. The counterpublic acts as an alternative to the male political party system and focuses on setting and achieving realistic goals by referring to global concepts but reframing them to fit the local context, as in the case of violence against women, which is a less politicized notion than human rights. The complementary public refers to Islamic notions as well as Malaysian concepts of female strength and beauty and frames problems as social ills. The public sphere of resistance engages in violent labor struggles and reframes the poor as avant-garde, for example, when squatters become urban pioneers. With this study, Anna Spiegel portrayed how local identities are entangled with global contexts and dichotomies like “the West – Islam”. The entailing discussion addressed questions of ethnic diversity and the nature of the relation of global and local identities.

Later in the course of the morning, *Shirin Zubair* (University of Oslo) gave her lecture titled, “We Can’t Cross our Limits: Sexuality and Desire in Urban Pakistani Youth’s Gendered Performance”. She started by raising the question about the core definition of modernity and stated that human agency, rationality, and autonomy are main aspects of modernity. Units of analysis can, for example, be religion, practices, or rituals. Furthermore, she stated that researchers from the so-called Global South must adopt international Standards (from the Global North) to be ‘heard’ in international contexts. Knowledge about gender is no exception to this, so Western theories about the performance and social construction of gender and self are important to Pakistan as well. Keeping in mind the segregation of space(s) experienced by young women and men during puberty in Pakistan, and Western theories as well, she focused on Pakistani youth’s gendered performances in same-sex group discussions and hereby especially on their perceptions and experiences of sexuality.

Connecting to that, she pointed out that English is a colonial language and that language is decisively important in naming phenomena: the term ‘feminism’, for example, cannot be translated into Urdu. Accordingly, not only is the underlying social reality different, but so is the nomenclature used to describe it. What young people read in international literature may significantly vary from rules and norms in Pakistan. Data show that women tend to use euphemisms while talking about sexuality, desire, and relationships and distance themselves from Western concepts of liberation. Young men, on the contrary, boast about sexuality and use sexually explicit terms and taboo words. Zubair reasoned that this indicates a departure from, and a contestation of, normative public discourses. According to Zubair’s research, young Pakistanis distinguish between a more private identity, which can be located in private spaces and intimate talks about sexuality, and a public identity in which sex is a taboo subject. In the following discussion, the question about modernity posed at the beginning was picked up again: there are multiple checklists in sociology to confer with when determining whether or not one can speak of a modern society, but these lists seem to ignore diversity. Furthermore, the importance of language issues was emphasized once again. Translating social phenomena and terms into another language can be an arduous task, but even the meaning and understanding in one’s own language can be hard to decipher. Moreover, the performance of masculinity Zubair observed can be seen as a ‘doing of masculinity’ and may not just be characteristic for Pakistani young males. Similar references may be found in Paul E. Willis’ study about young men and their talks about sex, for example.

After that, *Lena Weber* presented her and *Birgit Riegraf’s* (both University of Paderborn) collective research project “Multiple Modernities, Plural Gender Orders and FEMEN’s Transnational Fight for Women’s Rights”. They see a major challenge in gender research in terms of analyzing modernized gender relations in transnational spaces, as the concept of transnationality is widespread in gender studies. In this concept of transnationality, social spaces emerge through transnational entanglements, which have their own social patterns, practices, knowledge, institutions, and materialities; and which are assumed give rise to – new and more egalitarian – gender arrangements. Riegraf and Weber argued that the idea of transnationality makes it difficult to investigate modernized gender relations both empirically and theoretically, and suggest using Eisenstadt’s paradigm of multiple modernities instead. With Eisenstadt’s approach, interactions in a globalized world can be analyzed under the assumption that social orders, artifacts, and symbolic systems are non-static. With the example of FEMEN’s body protest in Tunisia and Egypt, the researchers want to focus on how gender relations change through interactions and exchanges of different modernities. In order to do this, they concentrate on media reports (in the case of Amina Tyler Sboui) of Aljazeera and The Guardian. Their aim is to reveal how the ‘Eastern’ and ‘Western’ view and pictures of feminism are constructed, how ‘modern’ gender relations are expressed and what legitimations are used to undermine this. After giving input about FEMEN and a critique (e.g., male gaze) of this organization, Lena Weber presented some of the research results to date, for example, the emphasis on religion, which is a remarkable factor that appears consistently in the protests of Muslim women’s organizations. After Weber’s talk, the discussion centered around the reception of FEMEN being part of Western imperialism in ‘the East’, although it should first and foremost be considered as a very specific Eastern European phenomenon, and secondly, shares more criteria with a media campaign than a ‘real’ social movement. Further, FEMEN’s actions were criticized by participants of the

conference as only being part of media culture and not as real protest, which ought to show varieties of (female) bodies like queer movements seek to do.

The next lecture, titled “Gender and Modernity in Japan: Converging Modernities and Discourses of Difference”, was held by *Michiko Mae* (University of Düsseldorf), who gave a profound insight in Japanese Women’s movements, starting with the process of modernization and its role in developing differentiations between nation, culture and gender. The fear of colonization led to the first phase of modernization, in which the unity of the nation was decisive for the unity of culture and vice versa. Before that, women were not a distinctive social category or group, other criteria like class were more important distinctive features than gender. Taking this into account, gender is a rather modern category of differentiation in Japan and can be dated back to the Middle of the 19th century. The new distinction between men and women included a patriarchal and hierarchical structure of gender. Women were of prime importance, defined as mothers and wives, and gained rights, but also lost some, in the modernization process. Starting at the beginning of the 20th century, women organized as women’s groups: writing became one way to sensitize others about women’s rights (for example in the *Seito* magazine), just to name one aspiration of women’s involvements. The triad of nation, gender, and culture was still an impediment in terms of completing equality between the two genders. However, in 1946, the new Constitution stipulated equality between women and men, something that, for example, has not yet happened in the United States. Mae underpinned the legal equality status with various articles of the Japanese Constitution, for example Art. 14, which defines “that all people are equal”. Though women had these rights on paper, they nevertheless had to fight against discrimination. The nuclear tests at Bikini Atoll caused the foundation of a mothers’ movement, which criticized the dangers especially for the younger generation. This movement later merged, in the 1970s, into the new women’s liberation movement, the so called lib-movement. Social criticism of the traditional mother role was pivotal for Lib-women, but not as a basic objection to the ‘duty’ imposed on women to become mothers, but rather the conditions afforded to motherhood, which were denounced. A system in which women could not work and earn their living was seen as an indication for gender segregation. More than anything else, it became apparent in the separation between public and private manifest in the role of women as mothers and housewives and men as breadwinners. Finally, in 1985, the Equal Employment Opportunity Law was enacted, and in 1999, the Gender Equality Law was introduced, which ensured that everyone could participate in the labor market, no matter what gender the person has. Recently, the gender free concept is discussed in Japan, a concept which claims freedom of sexual differences in social and cultural contexts, in contrast to the Western concept of gender mainstreaming.

Haideh Moghissi (University of York, Toronto/Canada) talked about a “New Kind of Gender Activism in Post-Revolutionary Iran”. In her speech, she described over three decades of women’s resistance in post-revolutionary Iran and their fight against Islamization policies, whether they appear open and with coercion or more subversive forms of persuasion. A new generation of women arose, socialized under Islamic rules, unwilling to be subjugated under the new government’s re-Islamization process and trying to undermine the regime’s moral and legal order with new forms of activism with a high degree of self-confidence. Moghissi pointed out the ways the regime is trying to gain power over women’s bodies: by abolishing abortion in order to enlarge Iran’s population, for example. In this context, Moghissi drew parallels to the beginning of capitalism in Europe, when women’s rights were

one of the key points. She indicated that women's rights can be seen as the "test of modernity". Step by step, the regime succeeded in a "de-womanization of the public sphere", for example, by withdrawing from women the right to study law and to become fully accredited lawyers before the age of 40. Another example Haideh Moghissi presented was the extension of the parental (maternal) leave in correlation to the number of children, resulting in a decrease of working hours of women. In addition, public places in Iran are constructed as unsafe places for women, and they are obliged not to go there alone. Each of these examples is only a building block, but together they build a wall which excludes women from the public and assigns them to the private sphere. The repressive rules women face in Iran converge in an increasing number of suicides and homelessness amongst young girls. Moghissi emphasized emphatically that culture cannot be an excuse: Western academics cannot use culture as an ultimate answer to differences. Rather than conceptualizing culture as something ahistorical, culture is dependent on the various ways it is made and performed. Iranian women try to change the cultural situation through a variety of actions, but are nevertheless cautious with intended changes, as Iran's neighbor states are more or less in an unstable state and Iranians are apprehensive about their own future. In conclusion, culture is the key point for Iranian activists in achieving social changes, as there is more or less indifference about politics and their actions. The ensuing discussion centered on the media output of the Iranian underground in forms of films and music.

"Identity, Karama (Dignity), and the 'Arab Spring'" was the topic of the subsequent lecture held by *Lilia Labidi* (University of Tunis/Tunisia). From a psychoanalytical and anthropological perspective, she addressed the new problem of involuntary celibacy in Tunisia among young women and men and outlined the consequences of how dignity is constructed. With the decrease of maternal and infant mortality and an overall improvement of health indicators, a 50% growth in population within the age group of 15 to 29 has occurred. Altogether, those under 25 years constitute one-third to two-thirds of the population, with a quarter of these in universities. In a parallel development, the unemployment rate rose to 21.8% in 2008. Along with these changes in society, a new problem of involuntary celibacy emerged as the rate of unmarried women went from 17.7% in 2001 to 37.5% in 2006 and 50% of young male adults being unmarried too (Ben Amor). With the Islamic notion of marriage being the fulfillment of half of one's religious duties, this has consequences for the identity work of young adults. The traditional rites of passage for male and female adults are tied to marriage and serve the construction of a dignified identity. With these now being unattainable, a new subversive practice of identity work appears, for example wearing the hijab, fasting outside of Ramadan, and studying the Qur'an. This new framework of identity subverts the dominant notions of the moral personality as constructed through rites of passage that would – now being out of reach – keep them in a devalued status. So the slogan of the Arab spring "liberty, karama (dignity), and work" can be interpreted as demand for a moral identity. The new religious framework is not a backlash, but serves as a politicization of the private, a classic feminist notion, which is met by violence against women in public spaces. The discussion following the presentation revolved around the concept of elastic sexuality, prostitution, and a phase of male homosexuality tied to the rites of passage. It was also noted that one has to differentiate between rules/rites and the practice/doing.

The day was closed by *Encarnación Gutiérrez Rodríguez's* (University of Gießen) presentation "The colonial in the modern: Visceral misogynist culture, racism and the migration-asylum nexus". In her talk, she addressed the German media discourse on refugees while focusing on Cologne's so-called "New Year's Eve incidents" and the changes to criminal and asylum law resulting from this. Starting with a critique of 'classic' sociology construction of the non-Western Other, she traced the concept of race back to the notion of 'blue blood' which in the process of colonization became global and took on a different understanding from distinguishing between royal/non-royal to human/non-human. From the observation of this change, she moved to the transformation of exile to the present idea of asylum, which is highly contested in today's discourse in Germany. Also, the prevalent ignorance regarding Germany's responsibility in creating a racist modernity was criticized. The media discourse on the New Year's Eve incidents in Cologne constructs a savage sexuality and barbaric masculinity that needs to be eradicated by education. In comparison, the discussion about sexual violence in refugee camps portrays a female Other lacking all agency. This current discourse was contextualized by referring to Stuart Hall's analysis of the then-emerging phenomenon of mugging in the 1970s that shares the same basic narratives. The covering of the incidents in Cologne led to changes in the criminal law regarding sexual violence, and political asylum law regarding the coupling of sexual crimes with deportation. Morocco, Tunisia, and Algeria were declared safe countries of origin, effectively barring their nationals from applying for permanent refugee status. Through these changes, structural sexualized violence is naturalized and racialised. Encarnación Gutiérrez Rodríguez also introduced the notion of a "post-'Fifty Shades of Grey' patriarchal heterosexuality" which combines feminalism, homonationalism, white supremacist notions, ideas of eurocentric superiority and erotic capitalism. The ensuing discussion started with a reference to Adorno's statement that capitalism turns to racism in times of crisis, which was rejected by Encarnación Gutiérrez Rodríguez, who views racist elements of capitalism and modernity instead as a legacy of the colonial. The other issue being debated was the role of the sociologist in times of crisis or moral panic.

On Saturday, *Julia Roth* (University of Bielefeld) spoke about "Citizenship, Transnational Migration, and the Gendering of Modern/Colonial Inequalities". She started by showing a rather controversial piece of art by Tanja Ostojic: "Untitled/after Courbet" (L'origine du monde), also known as "EU Panty", from 2004, which depicts a photo of a woman's crotch, which is covered by underwear with the European flag. According to Roth, the picture underscores the fact that gender has been an influential factor on migration. By taking up global and postcolonial gender perspectives, Roth detected the ways in which citizenship and gender provide crucial factors for extreme inequalities between countries. Citizenship has historically been an exclusion of non-European, non-White, and non-Western people from various rights. Theoretically, citizenship ought to be a factor against social inequality, granting access to, for example, social security systems, but has turned out to be one of the distinctive factors along a gendered division. According to Roth, gendered and racialized hierarchies can be revealed inter alia in the designation of migration, as in the cases of Western male migrant's migration being defined as "relocating" for "business purposes" and women as "poverty migration". Global female migration fulfills work (care/household, etc.) in the Global North. Taking these examples into account, gender and citizenship still mark the most decisive factors for inequalities between people from richer and poorer countries. Roth further referred to citizenship in

a global perspective and cited Bruebaker, who says that citizenship is a decisive factor for global inequalities and is limiting access to citizenship to “natural” heirs, whereas Schachar sees citizenship as “the birthright lottery”. She pointed out continuities between articulations in West Europe and its former colonies, which maintain inequalities between genders, but also between modernity and coloniality (Global North/Global South). In “acts of citizenship”, which was also part of Roth’s talk, she drew attention to phenomena like marriage between two individuals with different statuses, or sex tourism, which both intend to subvert, reinscribe, and appropriate engendered colonially racialized structures. The following discussion raised questions about citizenship in general: how can citizenship from countries of origin be classified in case of “sham” marriages? Is citizenship not bound to some kind of self-confidence? How easily is citizenship distributed? In the ensuing debate, questions about subaltern citizenships and the value of citizenships of the Global South were raised, and the special status of former colonies in regard to the possibilities of obtaining a passport of the Global North, e.g., France, was noted.

This was followed by *Ilse Lenz* (University of Bochum) with her presentation on “Multiple Modernities, Feminism and the Negotiating of Gender Orders: Comparing Germany and Japan”. She started by distinguishing between gender orders and gender culture, the first referring to institutions and the latter to knowledge, with the gender culture legitimizing the gender order. In Japan, gender itself assumes the role of a trendy buzzword. Also, it would be wrong to characterize the Japanese Society as patriarchal, as this implies a top-down relationship and the reality is far more complex than this. In her comparison of Japan and Germany, Lenz identified three historic phases of post-industrial gender orders, which are only applicable for conservative welfare states and therefore do not constitute a general theory, as was noted in the ensuing discussion. The first phase is that of male superiority, which manifests itself in the exclusion of women from the public sphere. Through, for example, the influence of women’s movements, the second phase of gender differentiation emerged, though the question of what causes were responsible for this change is an empirical one. It was specifically noted that women’s rights were not imported by the US after WWII, as there were older struggles for political participation, comparable to a suffrage movement. In the case of Japan, this phase of gender difference becomes visible in the concept of good motherhood and the sexual division of labor as well as the right to political participation. The third phase is one of flexibility. This shows itself through concepts like ‘gender-free’, which was also addressed by Michiko Mae, increasing part time work, deterioration of labor conditions but also increased chances for women. This current phase is accompanied by a kind of backlash, as more and more women in Japan idealize marriage and economic safety systems based on sexual division of labor.

Concluding remarks were given by *Angelika Poferl* (TU Dortmund University), who drew attention to the questions of “Cosmopolitan Perspectives: How to Talk about Difference and Equality?” She raised attention to the question mark and to the fact that the title of her concluding remarks is posed as a question. This not only leads her to her specific interest, but also clarifies the basic intentions of sociology: sociologists should start with questions and an analytical distance. Knowledge is uncertain and researchers find themselves in the paradoxical situation about how to find an answer, as there is no absolute truth. Knowing can accordingly be interpreted as the production of relative truth. In this sense, Poferl argues for a sociology of knowing instead of knowledge. Further on, Poferl clarifies that the multiple modernities approach makes it possible to capture the complexity of reality better than

the concept of liquid modernity, as the former addresses agency and responsibilities. The cosmopolitan perspective provides a framework for grasping the social changes at the beginning of the 20th century and can explain a naive 'othering' (understood as construction of difference) and the male dominance from a global point of view. The term 'cosmopolitization' (Ulrich Beck) follows a cosmopolitan perspective and allows researchers to think differently, as it offers a descriptive category of social reality as well as an observer position. Moving on, Poferl referred to the theory of Reflexive Modernity. She underlined its plurality and its attempt at restructuring the social: who makes decisions about meaning and purpose (*Sinn*)? A cosmopolitan perspective stresses the importance of internal differentiations, which means acknowledging the 'Other-ness of the Other' but to question the distinction between 'us' and 'others' at the same time. In conclusion, Poferl argued for a language of difference that can positively reinforce respect, but is still pragmatic in a colloquial and sociological way: human beings are inherently different. Nonetheless, she remains skeptical of the concept of collective Other, as this notion includes the Other, but sets the Other apart from the public at large. She ended her presentation by calling to mind the positive effects of the Western concept of equality, especially for women. The talk was followed by a discussion about the relation of the macro-concept of othering and the micro-concept of alter/ego. It was noted that othering refers to a strange, collective other, while alter/ego refers to somebody who is similar to 'us'. Also discussed was the relation between vulnerability and empowerment with regard to the basic conditions of human existence. Likewise, the concepts of difference and equality were debated and connected to a connoted meaning of respect and the right to claim rights (Hannah Arendt).

Last but not least, a final discussion rounded off the conference. A main point of criticism was the Western ignorance towards 'their own' problems regarding inequalities. To answer this, more comparative studies within the global North are needed. There seems to be an inequality in social sciences in the way that Southern researchers acknowledge Northern knowledge production, but on the other hand, the North more or less ignores Southern knowledge. Whether this problem lies in ignorance or the impossibility for Northern scientists to read and understand publications from the South remains uncertain. Besides that, a heated debate about cultural relativism and naturalization of culture emerged using the example of female genital mutilation. The notion of culture as embedded in this discourse was criticized, and it was argued that a focus on the 'doing' of culture, its practices, might be more fruitful in terms of epistemology and methodology. All in all, the conference raised manifold questions about modernity.

Mark B. Bibbert & Elisabeth Hill

Lehrstuhl für Soziologie
Universität Augsburg
markbibbert@gmail.com
sabeth.hill@gmail.com

Konferenz „Gender 2020“

Die Konferenz „Gender 2020“ brachte am 26. und 27. Januar 2017 Hochschulleitungen sowie Spitzen aus Wissenschaftsorganisationen und Politik in Bielefeld zusammen. Auf Initiative der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen (bukof) diskutierten sie mit Gleichstellungsexpertinnen und -experten sowie Geschlechterforscherinnen und -forschern über einen dringend notwendigen Kulturwandel für die Gleichstellungspolitik in der Wissenschaft.

Zahlreiche Rednerinnen und Redner äußerten ihre Ungeduld über das Schnecken tempo, zum Beispiel bei der Erhöhung des Professorinnenanteils. Derzeit liegt dieser bei 22 Prozent. EU-weit gehöre Deutschland damit zu den Schlusslichtern. Auch die Vertragsbedingungen von Wissenschaftlerinnen sind hinsichtlich Befristung, Teilzeit und Gehalt häufig schlechter als die ihrer Kollegen. So formulierten die Konferenzgäste in Bielefeld eine nüchterne Erkenntnis: Die vielen Aktivitäten von Politik und Wissenschaftsorganisationen müssen koordiniert und geschärft werden, sonst verpuffen ihre Wirkungen. Hochschulen und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen benötigen weiterhin ambitionierte Ziele und eine hohe Verbindlichkeit in der Umsetzung. Reputation und Geld sind die Währungen für wirksame Anreizsysteme im wissenschaftlichen Alltag. Hier schließt sich auch die Empfehlung der bukof an. Sie setzt sich dafür ein, „Allgemeine Gleichstellungsstandards“ für alle Hochschultypen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen organisations- und fachspezifisch zu etablieren.

Prof. Londa Schiebinger, Ph.D., Professorin an der Stanford University, USA, weitete diesen Qualitätsgedanken auf die Inhalte der Forschung aus. „Forschungsprojekte zum Beispiel in der Medizin, welche die Geschlechterdimensionen nicht berücksichtigen, sind verschwendetes Geld und können sogar Leben kosten“, so Londa Schiebinger.

Die Liste der Sprecher und Sprecherinnen in den unterschiedlichen Formaten der Konferenz war beeindruckend: Nicht nur die neu gewählte Vorsitzende des Wissenschaftsrats, Prof. Dr. Martina Brockmeier hatte sich Zeit genommen. Neben den Spitzen von Hochschulrektorenkonferenz, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Max-Planck-Gesellschaft, der Leibniz-Gemeinschaft und der Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren zeigten auch die Vorsitzende der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz, Prof. Dr. Eva Quante-Brandt und die Ministerin für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Svenja Schulze, wie wichtig ihnen das Thema ist.

Mit ihren Keynotes setzten Prof. Jutta Allmendinger, Ph.D., Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin und Prof. Dr. Susanne Baer, LL.M., Richterin am Bundesverfassungsgericht, wichtige Impulse für die Diskussion und unterstrichen die Notwendigkeit, Geschlechtergerechtigkeit im Wissenschaftssystem nachhaltig zu stärken. Prof. Dr. Ernst Th. Rietschel (Gründungsdirektor des Berlin Institute of Health, ehemaliger Präsident der Leibniz-Gemeinschaft) nahm in seinem Impulsvortrag die Hochschulen und Wissenschaftsinstitutionen in ihrer gesellschaftlichen Verantwortung in die Pflicht und forderte, „im Bereich der Geschlechtergerechtigkeit zusammenzustehen und die großen kulturellen, aber auch die ebenso bedeutsamen kleinen organisatorischen Probleme zu lösen, um der Spaltung der Gesellschaft entgegenzuwirken.“

Im Strategieforum, einem der Höhepunkte der Konferenz, diskutierten die Rednerinnen und Redner aus Wissenschaftsorganisationen und Politik über die stärkere Verzahnung und Koordination geschlechterpolitischer Aktivitäten, über die Notwendigkeit organisationspezifischer Zielquoten und die Frage, wie eine größere Verbindlichkeit in der Umsetzung von Geschlechtergerechtigkeit im Alltag hergestellt werden kann. Konkret wurde es bei der lebhaft-kritischen Diskussion um die Einrichtung eines bundesweiten Rats für Gleichstellung in der Wissenschaft. Die Vizepräsidentin der Hochschulrektorenkonferenz, Prof. Dr. Ulrike Beisiegel, begrüßt die Einrichtung eines solchen Rats und versprach, sich konkret hierfür einzusetzen.

Die Konferenz ist das Kernelement des Projekts „Gender 2020. Perspektiven und Strategien zur Förderung einer geschlechtergerechten Wissenschaftskultur“. Das Projekt wird mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01FP1505 gefördert. Das Projekt wurde initiiert und wird getragen von der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen (bukof), angesiedelt ist das Projekt an der Universität Bielefeld.

Weitere Informationen

www.gender2020.de

www.bukof.de

Vernetzungstreffen Gender Studies NRW: Social Media – Facebook, Twitter und Blog: Vor welchen Herausforderungen stehen die Gender Studies Einrichtungen und Studiengänge in NRW?

Am 9. Dezember 2016 trafen sich die Vertreter_innen der Studiengänge und Zentren der Gender Studies NRW zu ihrem jährlichen Vernetzungstreffen, diesmal an der Universität Paderborn. Thema war der Umgang mit Social Media. Die verschiedenen Zentren und Studiengänge verfolgen hier unterschiedliche Strategien.

Für einige Einrichtungen ist die Nutzung von Social Media, wie Twitter, LinkedIn und Facebook, selbstverständlich in den Arbeitsprozess integriert. So ist z. B. das neu gegründete Center History of Women Philosophers and Scientists (Universität Paderborn) hier breit aufgestellt, hat die Nutzung in seiner Konzeption direkt mit angelegt und erzielt über Facebook und Twitter eine große Reichweite. Dies erfordert allerdings einen hohen Arbeitsaufwand, die verschiedenen Kanäle werden von einer Mitarbeiterin und drei studentischen Hilfskräften bedient. Auch das Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies an der Universität Paderborn unterhält eine Facebookseite, deren Gemeinschaft langsam, aber stetig wächst. Ein Blog hat sich als wenig praktikabel erwiesen, da die Zeit für die Moderation von Diskussionen fehlt.

Während Social Media oft vor allem für die Ankündigung von Veranstaltungen und die Verbreitung von Informationen genutzt wird, will der Bochumer Studiengang über Facebook vor allem die Gemeinschaft der Studierenden stärken und enger miteinander vernetzen. Hier hat man die Erfahrung gemacht, dass die Studierenden die Website des Studiengangs wenig nutzen und mit jeder neuen Studierendengeneration Facebook an Bedeutung zunimmt. Anders stellt sich die Situation dagegen z. B. für den Bielefelder Studiengang dar. Hier wird die Facebookseite kaum genutzt und die Studierenden werden über die Webseite und einen E-Mail-Verteiler erreicht.

Einige Einrichtungen haben sich bewusst gegen die Präsenz in sozialen Medien entschieden, weil die Ressourcen für eine sorgfältige Pflege fehlen. Eine solche wurde von den Anwesenden jedoch übereinstimmend als besonders wichtig erachtet. Die Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW arbeitet für den Wissenstransfer in die Fachöffentlichkeit mit verschiedenen Websites und Datenbanken sowie einem starken Printbereich. Darüber hinaus gibt es eine Mailingliste; es wurde sich bewusst gegen einen Newsletter entschieden. Aktuell wird darüber nachgedacht, welche Möglichkeiten sinnvoll sind, um in den sozialen Medien stärker vertreten zu sein. Erste Überlegungen gehen in Richtung eines Blogs.

Damit zeigte sich insgesamt, dass die Nutzung sozialer Medien zum einen eine Frage der Kapazitäten ist. Gerade angesichts der begrenzten finanziellen und personellen Situationen vieler Gender Studies Zentren und Studiengänge ist eine nachhaltige Betreuung vielfach nicht möglich. Zum anderen ist die Entscheidung für oder gegen die Nutzung sozialer Medien immer auch eine Frage der Zielrichtung. Wollen wir Informationen bereitstellen oder eine Community schaffen? Wen wollen wir erreichen?

Und: welches Medium benutzt der Adressat_innenkreis? Diese Fragen, das wurde in der Diskussion deutlich, werden in den Einrichtungen unterschiedlich beantwortet.

Das nächste Vernetzungstreffen Gender Studies NRW findet am 8. Dezember 2017 in Bielefeld am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZG) statt. Übergreifendes Thema des Tages: „Wir müssen reden: Gleichstellung und Geschlechterforschung – eine Beziehung in den besten Jahren“. Alle Interessierten sind herzlich eingeladen. Bitte beachten Sie die gesonderten Hinweise des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW auf der Webseite und über E-Mail-Verteiler.

Weitere Informationen

<http://www.netzwerk-fgf.nrw.de>

“It’s time for our voices to be heard.” The Transgender Singing Voice Conference

Holly Patch

I land at the Philadelphia International Airport on 19 January 2017. Twenty-six months have gone by since my last visit to the U.S. Walking through the terminals, I experience reverse culture shock. Hat stores. Food courts. I am drawn back to the local mall of my hometown in Iowa, which smells the same. My eyes fall on one of these temporary shops. “AMERICA!” it’s called. The store features Inauguration Day memorabilia. You can buy red ‘Make America Great Again’ hats and sweatshirts and life-size cutouts of Hillary Clinton. Seeing Donald Trump’s face on a sign out front catches me in my gut. This is real, and it is happening now. I follow a walkway filled with large, comfortable chairs, each equipped with outlets for charging mobile devices. One woman is wearing a shirt that reads “NASTY WOMAN,” and I do a double take. I smile at her, amused and appreciative, yet incredulous. I am in America. She meets my gaze, and we see each other.

After a connecting flight to Dayton, Ohio, I’m thankful that my hands and feet remember how to drive. I repeat the directions to the hotel out loud to myself cruising down Interstate 70 West so as to not get lost in the memory and fatigue my body and mind are overcome with. After 20+ hours of travel, I reach my hotel safely and head to sleep. I wake up before my alarm and turn on the TV. The countdown clock on CNN says there are 31:34 minutes until their Inauguration Day coverage begins. As the sun rises over the capitol, the sky turns pink and golden. The meteorologist interprets the red morning sky to be an ominous sign. Rain is in the forecast, and there could be lightening. People have begun protesting in the streets. Others are filling into ticketed areas to attend the inauguration events. Everything is commented on as being ‘historic’.

In just a few hours, Trump will be sworn in as President of the United States of America – and Mike Pence, former governor of the state of Indiana, where I am currently, his Vice President. Pence has an anti-LGBT record, including opposition to gay marriage, the repeal of the military’s “don’t ask don’t tell” policy, laws protecting LGBTQ people from discrimination in the workplace, and the Obama administration’s directive requiring school districts to allow transgender students to use bathrooms that match their gender identity. Pence has made statements implying support for conversion therapies and even signed into Indiana state law a bill making “it legal for businesses to cite religious freedom when refusing service to gay and transgender people.”¹ And in his state and on this day, I am attending a conference on “The Transgender Singing Voice.” I have several friends heading to Washington, D.C., protesting and attending the March of Women tomorrow. My friends back in Bielefeld, Germany are currently gathering to demonstrate against Trump. It helps to be active on this day.

1 Liam Stack, “Trump Victory Alarms Gay and Transgender Groups,” *The New York Times*, Nov. 11, 2016, <https://www.nytimes.com/2016/11/11/us/politics/trump-victory-alarms-gay-and-transgender-groups.html>. Accessed April 27, 2017.

Helpful undergraduates on campus pointed me in the direction of the Center for the Visual and Performing Arts (CVPA) at Earlham College, Richmond, Indiana. Before any introductory words were spoken, the conference kicked off with an open rehearsal by the college choirs. Conference organizer and Interim Head of Choral Activities at Earlham College, Danielle Steele, directed them in a rehearsal of music by composer Mari Esabel Valverde, who was in attendance and provided the singers with some background information on the pieces she had composed. Artistic Director of the Trans Chorus of Los Angeles (TCLA), Lindsey Deaton, also took a turn with the singers, working with them on Dalcroze Eurhythmics, exploring movement and kinesthetic learning.

What followed were three days of presentations, activities, and discussions. Powerful firsthand account keynote speeches were delivered by Lindsey Deaton (TCLA) and Laurie Wolfe of the Butterfly Music Transgender Chorus on the intersections of music and voice with their life experiences as transgender women and professionals. Deaton guided us along the trajectory of her musical career, the impact of coming out as transgender professionally and personally. She generously took us through personal accounts of despair to detail the transformative moments that lead to the creation of a new life purpose, one that could additionally give meaning to other trans lives lost tragically, in particular, the death of transgender Ohio teenager Leelah Alcorn.² Working with the Gay Men's Chorus of Los Angeles (GMCLA) and collaborating with organizations such as the Human Rights Campaign (HRC), Deaton relocated from Ohio to Los Angeles to establish the TCLA, stating determinedly that "It's time for our voices to be heard." From here, Deaton articulated the vision and mission of the chorus, relaying what this means for the singers, how rehearsals are conducted, voicings conceptualized, and performance choices made. Through anecdotes from the chorus, she made a case for singing and performing as a way to "fiercely empower the transgender, non-binary and intersex community" to "use their voices to change the social ecology," and to "save lives."

Wolfe also took us along her biographical trajectory, illuminating how political climate, song, and identity have intertwined in her life experiences. She shared what it meant to have been a member of the Butterfly Music Transgender Chorus of Boston, as an out 64-year-old transgender woman, saying that "to be able to get together with other trans people" gave them "a reason to be ourselves and find our voices by focusing on the chorus. We were in joy! The only time I'd gotten together with trans people before then was to organize to protest legislation or to honor our dead." She stressed how important it is to have fun, community, and friendship, and that the chorus gave them "a reason to be and enjoy ourselves." She also gave examples of how, even when safe space has been established, trans singers can experience difficulty really hearing their own voices. Several times throughout the conference, this was referred to as "dysphoria." Wolfe noted that it is tough and takes time to overcome this. She encouraged singers to "let go of expectation" in which "voice is denied the space to be itself," emphasizing that, instead, "it's about creating the frame that holds us." This sentiment was also iterated by composer and singer Valverde, herself transgender, who said that while there might initially be dysphoria, it is possible to learn to harness and "own your own power." Having been able to transition at an earlier age and under different circumstances, she

² Regarding Pence's controversial position on conversion therapy, *The New York Times* reported that "President Obama called for an end of conversion therapy for minors in 2015 after a 17-year-old transgender girl, Leelah Alcorn, killed herself after leaving a suicide note that talked about her time in conversion therapy" (Liam Stack, "Mike Pence and 'Conversion Therapy': A History," Nov. 30, 2016, <https://www.nytimes.com/2016/11/30/us/politics/mike-pence-and-conversion-therapy-a-history.html>. Accessed April 27, 2017).

exemplified and spoke of how age is another important factor affecting the transgender singing voice. These firsthand accounts were effective in contextualizing the diverse experiences, difficulties, and successes of as well as the needs, wishes, and potential for transgender and gender non-binary singing.

Informational workshops on allyship and legal rights were led by Lane Banister of the Indiana Youth Group and Kit Malone of the American Civil Liberties Union (ACLU). Lane Banister pointed us to alarming statistics regarding rates of transgender youth experiences of harassment at school, suicide, homelessness, family rejection, and harsh disciplinary treatment. They led us in discussions about what measures allies and especially educators can take to better support their LGBTQ students, pointing out legal protections and model policy examples. In addition to giving some pointers on etiquette, Malone outlined current legal matters affecting trans people. First, she detailed the current state of the Gavin Grimm lawsuit against the Gloucester County School Board. Transgender teenager Gavin Grimm of Virginia was simply seeking to use the boy's bathroom just like other boys at his high school. The school board intervened a few weeks later in 2014 enacting a policy denying him this use, requiring students to use bathrooms aligning with their "biological gender." You can read his words about his experiences in his *The New York Times* op-ed piece³, and to trace the legal proceedings, please visit the ACLU's website⁴.

President Trump's election has had a direct impact on this case. Just one month after coming into office, his Departments of Justice and Education rescinded the Title IX guidance introduced by the Obama administration clarifying protections for transgender students. In light of this, the Supreme Court has denied a hearing of Grimm's case. He will graduate from high school without a ruling and without permission to use the boy's bathroom. Both Lane Banister and Kit Malone had voiced their worries about the impact a potential reversal of the guidance by the Trump administration would have on arguing for transgender rights. While this has since proven to be a setback, advocates remain active in pursuing legal action. Grimm was recently named one of *Time Magazine's* 100 Most Influential People. This push and pull regarding transgender rights is indicative of the current political and cultural divisiveness in the U.S. The political situation did not go lost on participants at this conference. Danielle Steele specifically addressed the political climate in her opening remarks, and her tone was one of resolve. We were there to actively work together on a topic that fuses artistic and social justice pursuits. It is important to acknowledge the various ways one can be critical, including creative and joyful endeavors.

After lunch on the second day of the conference, vocal practitioners and choral directors spoke about "Inclusive Programming: Incorporating Trans-Friendly Repertoire into Your Choral Program." Notions of vocal categories according to Western music are delineated in gendered ways. Vocal categories have been prescribed, or are at the very least perceived to have gender assignment: sopranos and altos are women's voices; tenors and basses are men's voices. When it comes to these transgender choruses, established choral pieces must either be transcribed or rearranged to match

3 Gavin Grimm, "Gavin Grimm: The Fight for Transgender Rights is Bigger than Me", *The New York Times*, March 7, 2017, <https://www.nytimes.com/2017/03/07/opinion/gavin-grimm-the-fight-for-transgender-rights-is-bigger-than-me.html>. Accessed April 27, 2017.

4 American Civil Liberties Union (ACLU), "G.G. v. Gloucester County School Board", updated: March 6, 2017, <https://www.aclu.org/cases/gg-v-gloucester-county-school-board>. Accessed April 27, 2017.

the vocal ranges of the singers, or new kinds of pieces must be created and performed. Given that gay choruses have become well established, transgender choruses have taken a lead from them in terms of trying to figure out how to voice new pieces of musical literature. Choral practice and pedagogy often reinforce the gender binary, although attempts are currently being made to de-gender the choral classroom and vocal literature (by, for example, speaking of voicings – voice 1, 2, 3, etc. and referring to these voices rather than saying ‘ladies’ and ‘gentlemen’ when giving directions). William Sauerland, countertenor and choral director, presented his doctoral research work in music education on the programming of voicings in choral works and de-gendering repertoire. Steele presented further approaches to deconstructing gender in the class room. Deaton added that she does not concern herself too much with the “left side of the page,” but instead “gets to the music.” Valverde discussed how being transgender herself has influenced how she composes and structures each voice part.

Later in the afternoon, the focus turned toward individual transgender singers, and Steele offered and led by demonstration a few vocal exercises that could be used as warm-ups for trans singers. Transgender singers might report gender dysphoria in their singing experiences, as several singers at the conference expressed. A singer might perceive themselves as having a certain voice type, while their range, tessitura, and sound clearly indicate another voice type. It can be distressing, for example, for a transgender woman to have the voice type of tenor or bass, traditionally male voice types. The singer might not even be aware of the discordance, might not be able to hear that their voice does not fit the parameters of the desired voice type. Some transgender men who begin testosterone treatment, especially those who had previously found success with and liked their singing voice, might experience feelings of loss, as the hormone rapidly begins to change their voice and they must adjust to these changes and develop new techniques to control their sound production. While the individual has an enormous amount to gain with such gender affirmative changes, they might also incur certain losses, such as that of their previous singing voice. For some people, this effect of testosterone on the voice is enough to forego the treatment that might otherwise have a lot to provide. Vocal practitioners at the conference were clearly interested in promoting vocal health above all.

With a masterclass performance by tenor Alexander Michael Reeves with his Western Kentucky University teacher, Julie Lyn Barber, D.A., attendees were able to directly observe how a voice teacher and transgender student could work together. They spoke of their experiences, as a young transgender singer and as his voice teacher, in training his voice throughout transition, which included taking testosterone. Transitioning from soprano to tenor, Reeves remembers thinking, “My voice doesn’t sound like mine anymore.” He pointed out, however, how other aspects of transitioning had made his training as a musical theatre singer much easier. Barber talked in depth about her pedagogical philosophies and practices. She encourages students to play around with different aspects of the voice, understanding that ugly sounds can also be useful and that making noise is productive. Students can learn to give themselves the permission to do so, to dare to do so, and such an approach seeks to break free from binary ways of evaluating an experience as either having lived up to or failed an expectation. Barber drew particular attention to the language being used in lessons. She suggests talking about vocal colors to help singers give themselves permission to make sounds without making self-judgements. She recommends teachers have their students talk

about the voice type they *sing* (e.g., “I sing tenor”) rather than the voice type they *are* (e.g., “I am a tenor”) as a way to help singers identify less with (gendered) voice categories. Together, these two demonstrated how it is possible to work with what a singer has rather than to try to get them to be something else.

Attendees learned about “biologic/natal gender differences in voice anatomy/physiology and voice characteristics” from an informative presentation about “Medicine Meets Music” by voice pathologist and singing voice specialist Erin N. Donahue, B.M., M.A., CCC-SLP. She outlined the three subsystems of the voice: resonance, phonation, and respiration, with resonance being that “which makes you sound like you.” She discussed the effects and outcomes of hormonal therapies on the voice, options for voice modification, and the large variability for transgender clients. The goal of her work is to help transgender clients find “their truest voice” that matches their personality and feels authentic. She also commented on the usefulness of pathology in helping to get things covered by medical insurance. Participants, especially transgender singers themselves, voiced how resources and access to such services are lacking.

A session on techniques for “Reclaiming Your Body, Reclaiming Your Voice: Using Alexander Technique and Fitzmaurice Voicework to Combat Gender Dysphoria and Free the Voice” had participants on the floor, partaking in exercises. Voice and dialect coach and theater artist and educator Diane Robinson, who works with transgender clients in her studio, the Chicago Voice Center, and for The Voice Lab in Chicago, worked with participants on presence and demonstrated some ‘tremor work’ techniques of Fitzmaurice Voicework, through which the autonomic system of the body is activated and individuals can become aware of and consequently work through tension blocks in their body. Robinson specializes in transgender voicework and is collaborating with speech language pathologists and singing voice instructors to provide support and resources for transgender and gender non-binary clients as well as to advance the state of scientific knowledge in this new field. Also through example, Alexander Technique teacher, choral conductor, and voice instructor Meagan Johnson demonstrated how such techniques incorporate body and mind in a nonjudgmental and freeing way.

The conference concluded with an inspiring panel discussion by those of us pursuing research in new directions regarding the transgender singing voice – from fields of LGBTQ musicology, ethnomusicology, gender studies, public education, choral conducting, public health and prevention sciences, and theatre performing arts. The conference was successful in bringing active participants in this new field together. Conversations over coffee and bagels with other conference attendees and presenters helped me to cope with culture shock and jetlag, but more importantly, taught me a lot about the state of activist and scientific work on the transgender voice, the needs and wishes from the transgender and gender non-binary (musical) communities, and the tenacity for life enacted by singing.

Coming from gender and queer studies, from the academic and (de)constructivist world, and certainly due to moving through the world as a cisgender person, I was surprised to hear so much talk of ‘dysphoria’. What is vocal gender dysphoria, and does it need to be pathologized? Or rather, how could sociological gender studies research contribute to this conversation? By focusing on the experiences that specifically transgender singers are faced with on account of the restrictions placed

on the legitimacy of the sounds they produce vis-à-vis the perceived discord or irritation between the sounds they are capable of making and the sounds that are expected to emanate, it is possible to investigate how gender is operationalized. My doctoral research project on experiences of singing by transgender and gender non-binary singers is a return to materialism within sociological gender studies. How can studies on the physiological voice, inherently gendered, contribute to bringing back home the body to lived gendered experiences and subjectivities? At this conference, I came to see gender studies here as transdisciplinary. It moves among and between disciplines of music, medicine, pedagogy, somatic studies, social studies, legal studies, and social justice, just to name a few.

After a pleasantly exhausting whirlwind weekend, after exchanging contact information and saying goodbyes, the conference came to an end, and it was time to hit the road and then the skies back to Germany. I had the opportunity to get to know a new friend even better over a dinner of Mexican food before we both drove off to our respective airports. My final night was spent at a motel near the airport. The receptionist told me she was worried about losing her seasonal work. The TV in my room did not receive any news stations. Instead, there were a few channels dedicated to crime docudramas and televangelism. I switched off the TV and slept every last minute I could before my travels began again. The American Midwest was just as I'd remembered it. People were as nice and polite as they come. What had changed since my last visit was this new sort of underlying anxiety. What was this new 'historic' presidency going to mean for America? What was it going to mean concretely for people's lives, for trans lives, in America? In spite of the uncertainty, I know I am not alone in saying I left this conference stronger, with a sense of determination and belief in the power of voice. The voices I had the privilege of hearing over these days changed, inspired, and energized me. Above all, this conference was life-affirming. To sing is to survive.

Holly Patch

Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)

Universität Bielefeld

holly.patch@uni-bielefeld.de

Tagung: „Weggehen und Dableiben: Migration, Geschlecht und Religion“

Sarah Sobeczko

Vom 31.03. bis zum 01.04.2017 fand an der Evangelischen Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum die Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGfE (Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft) zum Thema „Weggehen und Dableiben: Migration, Geschlecht und Religion“ statt. In der an die Veranstaltung geknüpften Mitgliederversammlung der Sektion wurden – insbesondere vor dem Hintergrund eines konstatierten Wachstums der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung – aktuelle Entwicklungen sowohl in der Community als auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene und mögliche (Zukunfts-)Perspektiven und Bedarfe der Sektion diskutiert. Eva Breitenbach, Walburga Hoff und Sabine Toppe wurden erneut in den Vorsitz gewählt, Thomas Viola Rieske trat aus dem Vorsitz zurück.

An beiden Tagen wurden jeweils zwei parallel stattfindende Panels angeboten, sodass den Tagungsteilnehmenden neben dem Eröffnungs- und dem Abschlussvortrag insgesamt zwölf weitere Vorträge zur Wahl standen. Die Bandbreite der einzelnen Beiträge erstreckte sich über theoretisch anspruchsvolle und empirische Überlegungen im Spannungsfeld der thematischen Eckpfeiler der Tagung Migration, Geschlecht und Religion.

Die Verflechtung feministischer und rassismuskritischer Sozialwissenschaft zeigte sich insbesondere im Eröffnungsvortrag von Arzu Cicek und Astrid Messerschmidt, die in Anlehnung an Stephen Castles auf das „Zeitalter der Migration“ (Castles et al. 2005) verwiesen und sich klar gegenüber der dramatisierenden massenmedialen Berichterstattung hinsichtlich aktueller Migrationsbewegungen positionierten¹. Arzu Cicek verknüpfte die von den Tagungsorganisator*innen vorgeschlagenen drei Themenfelder mit der Dimension der Nation und eröffnete diesbezüglich in der Tradition Homi K. Bhabhas einen Spiel- und Denkraum, in dem die historische und fortlaufende (Re-)Konstruktion der Nation als Moment gewaltvoller Assimilation und/oder Exklusion all jener *others* (hierzu aktuell bspw. Do Mar Castro Varela/Mecheril 2016) herrschaftskritisch reflektiert wurde. Astrid Messerschmidt plädierte für eine Kultur der Offenheit und der Reflexivität hinsichtlich (Geschlechter-)Differenzen und sprach sich gegen qua definitionem gewaltförmige Vereindeutigungen von Differenzen in einer heterogenen und von Diversity geprägten (Migrations-) Gesellschaft aus. Ein weiterer Fokus des dem kritisch-reflexiven Tenor der Tagung entsprechenden Eröffnungsvortrages lag auf der Analyse antimuslimischer Tendenzen und Proklamationen. Astrid Messerschmidt beleuchtete Prozesse der Ethnisierung und Kulturalisierung von Sexismus und sexueller Gewalt als vermeintlich „muslimische Problematik“ und warnte vor einer konservativ-reaktionären Instrumentalisierung eines antimuslimischen „Feminismus“ – insbesondere im Kontext einer kolonial-rassistischen Abwertung der *others* zugunsten des eigenen Selbstbildes.

¹ An dieser Stelle möchte ich mich sehr herzlich bedanken bei Arzu Cicek, Astrid Messerschmidt und Christine Thon, die mir ermöglichten, noch einmal vertiefend in ihre jeweiligen Aufzeichnungen schauen zu dürfen und hoffe, ihren Ausführungen und Überlegungen im Rahmen dieses kurzen Berichtes zumindest im Ansatz gerecht werden zu können.

Das Aufdecken hegemonialer Strukturen und reproduzierter Ungleichheiten zog sich als roter Faden durch die Tagungsdiskussionen; eine ergänzende und besonders hervorzuhebende Perspektive ließ sich in denjenigen Beiträgen erahnen, in denen am empirischen Material eine Brüchigkeit von Herrschaftsdiskursen einerseits und widerständige Subjektivierungsformen andererseits aufgezeigt werden konnten. Elke Kleinau und Rafaela Schmid rekonstruierten in ihrem Vortrag bspw. das (Er-)Leben eines sogenannten Besatzungskindes und untersuchten feingliedrig subversive Elemente einer Biografie in einem Geflecht aus vielfältigen Rassismen, Kolonialismen und Sexismen. Lilli Rittiens verhandelte Zugehörigkeiten, Identitäten und ein *Dazwischenstehen* des sich interkulturell bewegenden Subjektes in internationaler sowie historischer Perspektive am Beispiel von Reiseberichten des 18./19. Jahrhunderts und beschäftigte sich mit dem Verhältnis unterschiedlicher, nicht widerspruchsfreier Differenzkonstruktionen. Anhand des von ihr vorgestellten empirischen Materials zeigte auch sie Brüche und Momente bzw. Spielarten widerständigen Verhaltens auf und bereicherte die Sektionstagung um eben diese Perspektive auf Kritik und Widerstand.

Mit Vorträgen wie bspw. von Gabriele Sorgo (Beitrag „Der weibliche Körper in Heimatkonstruktionen postsäkulärer Gesellschaften“) oder Sabine Klinger und Regina Mikula (Beitrag „Ankommen und Zusammenleben in der ‚Fremde‘ – Geschlechterbezogene Erfahrungen der (Nicht-)Zugehörigkeit“) gelang den Organisator*innen der Tagung sowie den Vortragenden selbst eine unaufgeregte und empirisch gesicherte Einbettung aktueller Diskurse zu Flucht und Integration einerseits und andererseits eine eindeutige Positionierung hinsichtlich rechtspolitischer Bestrebungen den weiblichen Körper zu kulturalisieren und für populistische Zwecke als öffentlichkeitswirksames Objekt zu instrumentalisieren.

Madeleine Scherrer ließ in ihrem theoretisch dichten Vortrag „Kritisches Grenzdenken mit dem Nomadic Subject und der New Mestiza als Figuren des Deterritorialisieren“ Folgerungen ihrer Auseinandersetzung mit „Borderlands/La frontera“ für eine so verortete kritische Bildungstheorie anklingen und eröffnete einen direkten und spannenden Bezug zu erziehungs- und bildungswissenschaftlichen Problemstellungen. Inwieweit das im Rahmen der Tagung produzierte und zusammengetragene Wissen *aus* Diskursen und *um* Diskurse zu Geschlecht, Migration und Religion für eine kritische pädagogische Praxis fruchtbar zu machen ist, zeigte auch Christine Thon, die aus einem aktuellen Forschungsprojekt berichtete und das Sprechen sozialpädagogischer Fachkräfte über Kinder und Eltern mit und ohne Migrationshintergrund im institutionellen Kontext frühkindlicher Bildung aus einer diskursanalytischen, subjekt- und hegemonietheoretisch informierten Perspektive betrachtete. Thon begreift das im Projekt analysierte hegemonial orientierte Sprechen der Fachkräfte weniger als Mangel an Reflexivität, vielmehr identifiziert sie im professionellen Sprechen über Kinder und Eltern migrantischer Familien die Produktion und Reproduktion von (konkurrierenden) Diskursen zu Migration und Integration. Die sprechenden Subjekte (re-)produzierten gleichermaßen assimilatorische Integrations- und zugleich differenzierende Anerkennungsdiskurse und verschränkten in ihren Zuschreibungen teilweise widersprüchliche kulturalisierende und vergeschlechtlichte Positionen. In ihrem Vortrag erinnerte Christine Thon an die Bedeutsamkeit einer wechselseitigen Bezugnahme von Wissenschaft (als eine der relevanten Diskursproduzent*innen) zur pädagogischen Praxis. Insbesondere diejenigen Disziplinen innerhalb der Sozialwissenschaften, die Differenz- und Machtordnungen thematisierten

(und an denjenigen Diskursen partizipierten, die auch von den Fachkräften wahrgenommen würden), seien gefordert Reflexivität pädagogischen Handelns erneut in den Blick zu nehmen.

Die in diesem Kontext angesprochenen Möglichkeiten und darüber hinausgehenden *Bedarfe* einer produktiven Verknüpfung einer (herrschafts-)kritischen Sozialwissenschaft und Genderforschung und einer gelungenen pädagogischen Praxis scheinen sich regelrecht aufzudrängen; Kooperationen sowohl mit anderen Teildisziplinen der universitären Erziehungswissenschaft als auch mit Vertreter*innen der Praxis scheinen notwendig, um das gewonnene Wissen für wichtige Dialoge der Disziplinen und Professionen fruchtbar werden zu lassen. Denkbar wären an dieser Stelle etwa Überlegungen zu Implikationen für eine diversitysensible Organisationskultur, wie beispielsweise vorgeschlagen von Fleßner 2013 (ebd., S. 79 ff).

Es ist vermutlich dem der Veranstaltung zugrundeliegenden Charakter einer Sektionstagung geschuldet, dass eine diesen Überlegungen entsprechende Öffnung bzw. eine breitere, umfassendere Einladung eines heterogeneren Publikums nicht primär fokussiert wurde. Eine derartige Veranstaltung an den Maßstäben etwa eines Theorie-Praxis-Austausches oder einer prominenten Ringvorlesung zu bemessen scheint unsinnig und ist mir kein Anliegen; dennoch fiel auf, dass sich die Sektionstagung durch ein gewisses Maß an Exklusivität auszeichnete, das wert ist, doch noch einmal im Bourdieuschen Sinne reflektiert zu werden, denn „die Errungenschaften der Wissenschaft [müssen] um jeden Preis in die öffentliche Debatte – wo sie tragischerweise nicht zu finden sind – eingebracht werden [...], um die kritische Energie freizusetzen, die ihren Weg aus den Mauern der gelehrten Welt bisher noch nicht gefunden hat“ (Bourdieu 2001, S. 9).

Dass nicht nur Subjekte, die nicht unmittelbar der Fiktion einer weißen heteronormativen Gesellschaft entsprechen, potenziell An- und Übergriffen von rechtspopulistischen und nationalistischen Strömungen ausgesetzt sind (Astrid Messerschmidt sprach diesbezüglich in Rekurs auf Adorno und Horkheimer pointiert von dem „Hass und der Wut auf jegliche Differenz“), sondern dass auch universitäre Veranstaltungen verletzbare Orte darstellen, zeigte sich unlängst, als Neonazis versuchten durch Präsenz bei einer Veranstaltung des autonomen Schwulenreferats der TU Dortmund Macht zu demonstrieren (derwesten.de 2017).

Trotz und gerade wegen derartiger Versuche der Einschüchterung und Einflussnahme auf Hochschulen als Orte des offenen und kritischen Austauschs scheint es unumgänglich, rassismuskritische und hegemonietheoretisch basierte Veranstaltungen und Diskussionen zu stärken und bspw. Studierende als zentrale Akteur*innen innerhalb der Hochschule einerseits und als künftige Vertreter*innen in Praxis und Wissenschaft andererseits für die Verflechtung von Rassismen und Sexismen zu sensibilisieren. Tatsächlich gewährten die Tagungsbeiträge allesamt derart anregende und gelungene Einblicke in aktuelle sozialwissenschaftliche Empirie und Theorie, dass sie durchaus verdient hätten, von einem breiteren Publikum (und eben auch interessierten Studierenden und Praktiker*innen) gehört und diskutiert zu werden.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (2001): *Gegenfeuer 2. Für eine europäische soziale Bewegung*. Konstanz: UVK Universitätsverlag
- Castles, Stephen/Ammendola, Giuseppe/Miller, Mark J. (2005): *The Age of Migration: International Population Movements in the Modern World*. In: *American Foreign Policy Interests* (Heft 6), New York: The Guilford Press. S. 537–542
- derwesten.de (2017): *Proteste an der TU Dortmund gegen AfD-Mann: Podiumsdiskussion abgebrochen*. Zugriff am 16.04.2017 unter <https://www.derwesten.de/region/proteste-an-der-tu-dortmund-gegen-afd-mann-podiumsdiskussion-abgebrochen-id209487611.html>
- Do Mar Castro Varela, Maria/Mecheril, Paul (Hrsg.) (2016): *Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart*. Bielefeld: Transcript Verlag
- Fleißner, Heike (2013): *Arbeit und Fürsorglichkeit. Alltägliche Geschlechterverhältnisse und ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit*. In: Sabla, Kim-Patrick/Plößner, Melanie (Hrsg.): *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen*. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 79–98

Sarah Sobeczko

Institut für Sozialpädagogik, Erwachsenenbildung und
Pädagogik der frühen Kindheit (ISEP)
Technische Universität Dortmund
sarah.sobeczko@tu-dortmund.de

10 Jahre MA „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ an der Universität Bielefeld

Der im Wintersemester 2007/2008 gestartete Masterstudiengang „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ der Universität Bielefeld wird in diesem Jahr 10 Jahre alt und kann auf die Geschichte seiner erfolgreichen Etablierung zurückblicken. Das Jubiläum nehmen wir zum Anlass, den Studiengang und alle seine Beteiligten zu feiern und über die weitere Zukunft nachzudenken.

Beteiligt sind am Studiengang die vier Fakultäten in Trägerschaft: Erziehungswissenschaften, Gesundheitswissenschaften, Soziologie und Sportwissenschaften sowie viele Geschlechterforscher_innen anderer Fakultäten und das Interdisziplinäre Zentrum für Geschlechterforschung (IZG). Neben einer Orientierung sowohl an Theorie als auch an Praxis zeichnet sich der Studiengang durch die Vermittlung eines interdisziplinären Blicks auf Geschlecht und Geschlechterverhältnisse aus. Diese Bewegung zwischen den Disziplinen sowie zwischen Forschung und Anwendung bildet auch den roten Faden der Jubiläumsveranstaltung.

Wir laden alle Interessierten ganz herzlich ein zu einem vielseitigen Programm aus Workshop, Diskussionen und Begegnungen. Die Veranstaltung findet statt am 10. November 2017 im Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) der Universität Bielefeld.

Am Vormittag gibt es im Rahmen einer „Zukunftswerkstatt“ die Gelegenheit, über Perspektiven des Studiengangs nachzudenken. Dabei geht es zum einen um die beruflichen Perspektiven der Absolvent_innen des MA Gender Studies. Zum anderen wollen wir über die Zukunft der Gender Studies als wissenschaftliches Fach sowie des Studiengangs an der Universität Bielefeld diskutieren. Wir werden uns unter Anleitung einer professionellen Moderation über Statusgrenzen hinweg mit unseren Kritiken, unseren Visionen und Vorstellungen zu der konkreten Weiterentwicklung des Studiengangs beschäftigen. Die Fachschaft Gender Studies und der Arbeitsbereich Geschlechtersoziologie laden alle Studierenden, Absolvent*innen und Dozent*innen des Studiengangs herzlich zu diesem Workshop ein.

Am Nachmittag gehen Bielefelder Geschlechterforscher*innen unterschiedlicher Disziplinen in einer Paneldiskussion folgenden Fragen nach: Welche Erfahrungen mit Inter- und Transdisziplinarität werden in unterschiedlichen Arbeitsformaten gemacht? Stellt sich eine interdisziplinäre Ausbildung als Stärke oder als Problem für Absolvent*innen des MA Gender Studies dar? Wie wird die aktuelle Situation der Geschlechterforschung innerhalb der eigenen Disziplin und als spezifisches Wissensgebiet jenseits der Disziplinen wahrgenommen?

Die Möglichkeit ins Gespräch zu kommen, sich auszutauschen und miteinander zu feiern bietet die Abendveranstaltung ab 18.00 Uhr mit Büfett und Musik.

Wir bitten um Anmeldung bis zum 15.10.2017 an sekretariat.koenig@uni-bielefeld.de. Bitte teilen Sie uns mit, zu welchen Formaten Sie kommen werden.

Den Abschluss in der Tasche und dann? Gender Studies in der Praxis

Sebastian Grieser

Seit zehn Jahren gibt es an der Universität Bielefeld die Möglichkeit den Studiengang „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ zu studieren. Im Mittelpunkt des Studiums steht neben einer wissenschaftlichen Ausrichtung die Anwendung von Genderwissen. Genderwissen kann genutzt werden als Analysekategorie und Reflektionsinstrument gesellschaftlicher Transformationsprozesse, als Komponente in Beratungs- und pädagogischen Kontexten und als Kompetenz in Personal-, Gesundheits- und Gleichstellungsmanagement. Das Wissen um die Konstruktion von Gender und seiner Verschränkung mit anderen Kategorien gesellschaftlicher Differenzierung und den damit einhergehenden Hierarchisierungen und gesellschaftlichen Ausschlüssen kann eine wichtige Qualifikation auf dem Arbeitsmarkt sein. Verschiedene Verbleibsstudien zeigen auf, dass Gender Studies Studiengänge auf vielfältige Berufsfelder vorbereiten (Kriszio, Pache 2012; Schmidbauer 2005). Die Beobachtung der Berufsverläufe unserer Absolvent*innen bestätigt dies. Unser Lehrangebot ist Dank mehrerer fakultärer Kooperationen ausdifferenziert und ermöglicht dadurch das Erlernen interdisziplinärer Kompetenzen. Den Studierenden stehen Profilbildungen in unterschiedlichen thematischen Bereichen und verschiedenen Fächern offen. Auch die Studierenden, die sich für ein Gender Studies Studium entscheiden, sind vielseitig. Nicht nur bezüglich ihrer persönlichen und disziplinären Hintergründe, sondern auch in ihren Berufswünschen. Wohin kann es also mit einem Abschluss in den Gender Studies gehen? Vor welchen Herausforderungen stehen Gender Studies Absolvent*innen? Wie lässt sich Genderwissen im Berufsalltag einsetzen?

Diesen Fragen widmeten sich bereits die Gender-Praxistage, die im Sommersemester 2009 und im Wintersemester 2014 an der Universität Bielefeld stattfanden (siehe Bericht in der IFFOnZeit Nr.2, 2012). Expert*innen aus der Praxis stellten dort unterschiedliche Berufsperspektiven vor. Dies bot den Studierenden die Möglichkeit, sich über Berufsfelder zu informieren und erste Kontakte in die Praxis zu knüpfen. Eine Tradition, an die wir mit einer neuen Veranstaltungsreihe anknüpfen wollen. In der Reihe „Gender Studies in der Praxis“ werden sowohl Absolvent*innen der Gender Studies als auch Expert*innen aus verschiedenen Berufsfeldern über ihre beruflichen Werdegänge berichten. Gleichzeitig bieten die Veranstaltungen die Möglichkeit – abstrahiert von den konkreten Berufsfeldern – Fragen nach Strategien und Herausforderungen auf dem Arbeitsmarkt zu diskutieren.

Ab dem Sommersemester 2017 finden die „Gender Studies in der Praxis“ Veranstaltungen regelmäßig statt. Jeweils zu Beginn und zum Ende eines jeden Semesters stellen sich Referent*innen den Fragen des Publikums. Beginnend im Mai mit dem Thema „Medien, Gender, Wissenschaft“ wird die Reihe fortgesetzt im Juli mit dem Praxisfeld „Gleichstellungsarbeit“. In den folgenden Semestern werden Referent*innen aus Bereichen wie NGO und politischer Projektarbeit, Bildungsarbeit, Diversity Management und Personalberatung folgen. Studierende aus den Gender Studies,

Studierende mit Schwerpunkt Geschlechterforschung und alle an den Gender Studies Interessierte sind herzlich willkommen.

Weitere Informationen zum Studiengang „MA Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ unter http://www.uni-bielefeld.de/soz/studium/ma_gender.html

Literatur

Kriszio, Marianne; Pache, Ilona (2012): Gender Studies im Beruf – Verbleibstudie zu den Absolvent_innen der Gender Studies an der Humboldt Universität. In: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG), Bulletin Info Nr. 39

Schmidbaur, Marianne (2005): Gender Studies und Professionalisierung: Beschäftigungsfähigkeit und Beschäftigungsaussichten von Studierenden und AbsolventInnen der Frauen- und Geschlechterstudien/Gender Studies. In: Kahlert, Heike; Thiessen, Barbara; Weller, Ines (Hrsg): Quer denken – Strukturen verändern. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 275–300

Sebastian Grieser

Studiengangskoordination MA Gender Studies
Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
sebastian.grieser@uni-bielefeld.de

Neuerscheinungen

Gender-Effekte. Wie Frauen die Technik von morgen gestalten



Die vorliegende Veröffentlichung basiert auf der gleichnamigen Vortragsreihe „Gender-Effekte“, die vom Exzellenzcluster Kognitive Interaktionstechnologie (CITEC) in Kooperation mit dem Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit e. V. veranstaltet wurde. Ziel ist, die Expertise von Frauen in der Entwicklung und Gestaltung von Technologie sowohl für den wissenschaftlichen als auch für den öffentlichen Diskurs sichtbar zu machen.

Die Beiträge zeigen die Vielfalt des Themenspektrums, in dem Gender bei der Gestaltung und Entwicklung von Technik eine Rolle spielt. Dass technische Artefakte, Anwendungen und auch Berufsbilder einen auf den ersten Blick nicht sichtbaren Subtext enthalten, der problematische Vergeschlechtlichungen aufweist, wird hier herausgearbeitet.

Wie es gelingen kann, eine geschlechtersensible Technikgestaltung in der Informatik umzusetzen, die Frauen als Gestalterinnen und Nutzerinnen von Technik in den Fokus stellt, dazu geben die hier veröffentlichten Aufsätze vielfältige Anregungen.

Ute Kempf, Birgitta Wrede (Hrsg.) (2017):
Gender-Effekte. Wie Frauen die Technik von morgen gestalten
IZG-Forschungsreihe Band 19
ISBN 978-3-932869-19-8

Download unter: <http://www.uni-bielefeld.de/IZG/forschungsreihe.html>

Gattinnen. Die Frauen der Elite

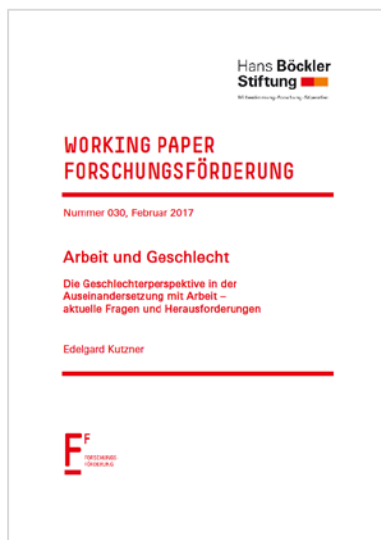


Um den Status eines manageriellen Haushalts zu erhalten, ist eine bestimmte Lebensweise unerlässlich, an deren Herstellung die nicht berufstätigen Ehefrauen von Topmanagern, die Gattinnen, maßgeblich beteiligt sind. Die Frauen leisten eine für den Erhalt der sozialen Position wichtige Status-Arbeit, für die das Geld, das die Männer verdienen, nur Voraussetzung ist. In ihrer empirischen Arbeit über die Lebensweise der Gattinnen setzt Tomke König die Dimensionen "Klasse" und "Geschlecht" zueinander in Beziehung und zeigt, dass die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sich als Feld erweist, auf dem sowohl Geschlechterverhältnisse als auch Klassenverhältnisse reproduziert werden.

Im Vorwort zur 2. Auflage verknüpft die Autorin die aus ihrer Arbeit gewonnenen Kenntnisse und den aktuellen Diskurs.

Tomke König (2017):
Die Frauen der Elite, 2. erweiterte Auflage
Verlag Westfälisches Dampfboot
ISBN: 978-3-89691-104-9

Arbeit und Geschlecht. Die Geschlechterperspektive in der Auseinandersetzung mit Arbeit



Impulse, Perspektiven, Überlegungen und Fragestellungen zu einem fundierten und verlässlichen Orientierungsrahmen von guter, geschlechtergerechter Arbeit stehen im Fokus dieser Veröffentlichung. Es werden der Forschungsstand, methodische Vorgehensweisen und offene Fragen unter anderem in den Themenfeldern Digitalisierung und Arbeitsschutz behandelt.

Die Ergebnisse sollen Impulse setzen, Diskussionen anregen und Orientierungen für eine geschlechterbezogene Arbeitsforschung und Arbeitsgestaltung geben. Gerade in Zeiten von Umbrüchen können unter bestimmten Bedingungen Chancen für Veränderungen im Geschlechterverhältnis entstehen, sie bergen jedoch auch Risiken.

Hinführend zu Perspektiven einer geschlechterbezogenen Arbeitsforschung werden empirische Bezugspunkte aus Produktion, Dienstleistung und öffentlichem Dienst gezeigt sowie verschiedene Themen aus einer Geschlechterperspektive vertieft, so zum Beispiel Diversity Management, Digitalisierungsprozesse und Arbeits- und Gesundheitsschutz.

Ein zentraler Aspekt war dabei die Frage: Wie können soziale Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern erforscht werden, ohne dabei in die problematische Situation zu geraten, erst durch eben diese Suche benachteiligende Geschlechterdifferenzen zu konstruieren? Die Herausforderung besteht darin, die Geschlechterperspektive intensiver und differenzierter in die Debatten, in die Forschung und in die Forschungsförderung zur Zukunft der Arbeit und zu guter Arbeit aufzunehmen.

Edelgard Kutzner (2017):

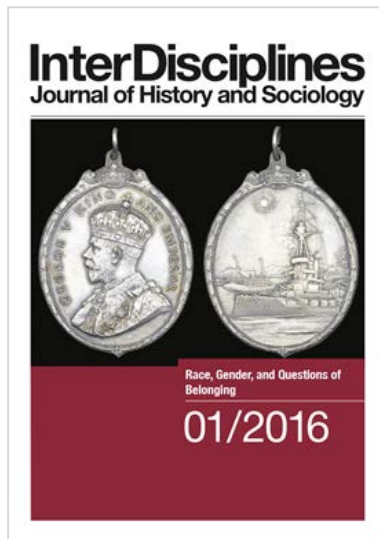
Arbeit und Geschlecht. Die Geschlechterperspektive in der Auseinandersetzung mit Arbeit – aktuelle Fragen und Herausforderungen

Reihe: Forschungsförderung Working Paper, Nr. 30

ISSN 2509-2359

Download unter: https://www.boeckler.de/pdf/p_fofoe_WP_030_2017.pdf

Race, Gender and Questions of Belonging



Die Beiträge und die Einleitung des Heftes diskutieren unterschiedliche Aspekte von ‚belonging‘ im 19. und 20. Jahrhundert, besonders in enger Verknüpfung mit den Differenzkategorien ‚race‘ und ‚gender‘. ‚Belonging‘ wird hierbei als relationale und sozial konstruierte Kategorie verstanden, die auf – historisch veränderbaren – Differenzkategorien beruht und als historisches und soziologisches Analyseinstrument zur Untersuchung von Exklusionen und Inklusionen geeignet ist.

Bettina Brockmeyer, Levke Harders (Hrsg.):
Race, Gender and Questions of Belonging
InterDisciplines 7 (2016) 1
ISSN 2191-6721

Download unter: www.inter-disciplines.de/index.php/indi/issue/view/19.

Praxishandbuch Mentoring in der Wissenschaft



Den Kern des Buches bildet die Darstellung der Mentoring-Vielfalt in der Wissenschaft. Hier werden die Inhalte, Ziele und Benefits der einzelnen Programm-Module für die differenzierten Zielgruppen der Mentees, Mentorinnen und Mentoren sowie für die jeweilige Institution erörtert. Darüber hinaus stellt das Buch unterschiedliche Programmformate sowie fachkultur-spezifische Besonderheiten vor. Es zeigt Vorzüge und Beachtenswertes bei der Einrichtung regionaler und überregionaler Mentoring-Verbünde.

Renate Petersen, Mechthild Budde, Pia Brocke, Gitta Doeber, Helga Rudack, Henrike Wolf (Hrsg.) (2017):
Praxishandbuch Mentoring in der Wissenschaft
VS Verlag für Sozialwissenschaften
ISBN 978-3-658-14267-4

Gender-Report 2016, Schwerpunkt: Gender Gap in der Hochschulmedizin



Der dritte Gender-Report über die Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen ist erschienen. Den Schwerpunkt bildet eine aktuelle Studie zum „Gender Gap in der Hochschulmedizin“: Warum sind nur 15,7 % Frauen Professorinnen an den Universitätskliniken und Medizinischen Fakultäten in Nordrhein-Westfalen? Der Report enthält außerdem die Fortschreibung geschlechterbezogener Daten für die 37 Hochschulen in Trägerschaft des Landes. Darüber hinaus werden Gleichstellungspraktiken an den Hochschulen in NRW dokumentiert, vor allem mit Blick auf das neue Hochschulgesetz (Gleichstellungsquote, Gremienbesetzung). Erstmals erscheint mit dem Gender-Report auch eine Kurzfassung, die einen kompakten Überblick über zentrale Ergebnisse bietet.

Download unter: <http://www.netzwerk-fgf.nrw.de/start-netzwerk/>

Geschlechterverhältnisse verhandeln – arabische Frauen und die Transformation arabischer Gesellschaften



Seit 2010 befinden sich arabische Gesellschaften in einer – hinsichtlich der langfristigen Folgen – kaum abschätzbaren Situation politischer und sozioökonomischer Transformationen. Schon im Kontext des ‚Arabischen Frühlings‘ bewegten sich die Umbrüche zwischen Revolution und Restauration. Dessen ungeachtet gibt es in arabischen Gesellschaften schon seit Langem eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Lebensverhältnissen und der gesellschaftlichen Stellung von Frauen. Lilia Labidi illustriert in ihrem Beitrag den sozialen Hintergrund des – neben Freiheit und Arbeit – zum Leitmotiv der Protestbewegung gewordenen Begriffs der Würde.

Naima Bouras' Interviews mit Frauen der Salafiyya-Bewegungen sezieren die sich wandelnden Muster politischer Partizipation von Frauen in diesen bis in die 1920er Jahre zurückreichenden Bewegungen. Diese und weitere Schwerpunktbeiträge laden zur Reflexion der gesellschaftlichen Wirklichkeit arabischer Frauen in verschiedenen Kontexten ein und bieten eine vertiefende Einsicht in den Wandel von Geschlechterbeziehungen, der Selbstwahrnehmung und der Identitätskonstruktion.

Heidmarie Winkel, Viola Raheb, Ulrike Bechmann, Sabine Schäfer (Hrsg.) (2017):
Geschlechterverhältnisse verhandeln – arabische Frauen und
die Transformation arabischer Gesellschaften
GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 1/2017

Blog zum DFG-Projekt „GenderOpen“

Das DFG-Projekt „GenderOpen“ verfolgt das Ziel ein Open-Access-Repository für die Geschlechterforschung aufzubauen. Zentrales Ziel ist die Einrichtung einer elektronischen Plattform, auf der Publikationen und andere Wissensbestände der Geschlechterforschung dauerhaft frei zugänglich gemacht und nachhaltig gesichert werden. So soll es Forschenden und Interessierten zukünftig leichter möglich sein, Veröffentlichungen im Feld der Geschlechterforschung aufzufinden, mithilfe weniger Klicks einzusehen und mit ihnen zu arbeiten. Autor_innen wird gleichzeitig die Möglichkeit geboten, ihre Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Geschlechterforschung öffentlich zugänglich zu machen und damit schneller und zielgerichteter in den Fokus der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit zu rücken. Die Freischaltung des GenderOpen-Repositories ist für Herbst 2017 geplant.

Der projektbegleitende Blog dokumentiert seit dem 8. März 2017 den Fortschritt des Projekts und berichtet über Herausforderungen und Lösungen, die im Rahmen des Projekts erarbeitet wurden.

Website des Projekts

<https://blog-genderopen.de/>

Serena Supergreen und der abgebrochene Flügel. Geschlechtersensible Berufsorientierung mit einem Computerspiel

Aufgrund einer ungünstigen Techniksozialisation tendieren vor allem Mädchen dazu, technische Tätigkeitsbereiche aus ihrem Berufswahlspektrum auszugrenzen (Pfenning et al. 2011). Hinzu kommen Diskriminierung und Vorurteile gegenüber Frauen in technischen Berufen, die den Bereich Technik für Mädchen wenig attraktiv machen. Für Mädchen ist es außerdem wichtig, einen Beruf zu wählen, der nicht nur zu ihren Interessen passt und der sich gut mit dem Privatleben verbinden lässt, sondern mit dem sie auch einen gesellschaftlichen Beitrag leisten können. Diesen Anspruch stellen sie auch an einen technischen Beruf, mit dem sie Menschen helfen und Probleme lösen möchten (z. B. Seron et al. 2016). Allerdings schätzen Mädchen technische Berufe als wenig abwechslungsreich ein, fürchten körperliche Anforderungen und unterschätzen soziale und kommunikative Anteile.

Ein weiteres Problem sind fehlende Kenntnisse, welche Tätigkeiten sich hinter den technischen Berufsbildern verbergen und worin der gesellschaftliche Beitrag besteht. Die schulische Berufsorientierung greift hier häufig nicht (Faulstich-Wieland 2016). Dabei gewannen technische Ausbildungsberufe für junge Mädchen an Attraktivität, wenn zum Beispiel der Nachhaltigkeitsbezug stärker herausgestellt würde (Spangenberg 2016). Gleichzeitig müssen besonders technische Berufe geschlechtersensibel dargestellt und im Unterricht dementsprechend aufbereitet werden, sodass sich Mädchen stärker angesprochen fühlen (Faulstich-Wieland 2016). In den letzten 15 Jahren

sind im Sektor Erneuerbaren Energien viele neue Arbeitsplätze entstanden. Auch in Zukunft wird ein besonders hoher Bedarf an MINT-Fachkräften erwartet. Erschwerend kommt für das Feld der Ausbildungsberufe im Sektor Erneuerbare Energien allerdings hinzu, dass konkrete Informationen zu den Einsatzmöglichkeiten fehlen (Scharp 2013). Ein technischer Ausbildungsberuf, der ausschließlich für den Sektor Erneuerbare Energien qualifiziert, existiert nicht. Zusätzlich ist der gesellschaftliche Bezug in Form eines Beitrags zur nachhaltigen Entwicklung für die junge Berufswählerin oder den jungen Berufswähler kaum ersichtlich (Spangenberg 2016).

Berufliche Orientierung für Mädchen durch ein Serious Game

Mädchen durch ein Computerspiel für Berufe im Bereich der Erneuerbaren Energien zu begeistern, zu informieren und in ihren technischen Fähigkeiten zu bestärken, ist durchaus erfolgversprechend: Der Anteil spielender Mädchen nimmt kontinuierlich zu, knapp die Hälfte aller Computerspieler/innen ist weiblich und insbesondere Serious Games werden vermehrt von Mädchen gespielt (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2014). Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Projekt „Serena“ hat es sich daher zur Aufgabe gemacht, ein Computerspiel, ein sogenanntes Serious Game, zu entwickeln, das Mädchen für technische Ausbildungsberufe im Arbeitsfeld Erneuerbare Energien begeistert. Konkret sollen folgende Ziele bei den Mädchen erreicht werden:

- Wissen über technische Berufe erweitern;
- Selbstbewusstsein und eigene Fähigkeiten im Umgang mit Technik stärken;
- Motivation und Interesse für technische Berufe im Bereich Erneuerbare Energien wecken.

Neben der inhaltlichen Ausrichtung auf das Thema Erneuerbare Energien greift das Spiel darüber hinaus Kommunikationsbedürfnisse und -gewohnheiten der Mädchen auf, thematisiert wichtige Aspekte, wie die Ablösung von den Eltern oder die Relevanz der Peergroup, stellt stereotype Rollenbilder in Frage und bietet, anders als die meisten Computerspiele, weibliche Identifikationsfiguren. Außerdem wird das Spiel in der Zielgruppe nicht als Spiel speziell für Mädchen beworben, um sie nicht über ein Defizit anzusprechen, sondern die Inhalte und der Spaß am Spiel stehen im Vordergrund.

Um eine zielgruppengerechte Gestaltung sicherzustellen, wurden Lerninhalte elegant in den Spielverlauf eingearbeitet und Situationen ausgehend vom Erfahrungshintergrund 13- bis 15-jähriger Mädchen konzipiert. Um möglichst nah an ihrer Lebenswelt zu sein, wurden die Mädchen intensiv in die Spielentwicklung mit einbezogen. Schon während der Entwicklungsphase wurde im Rahmen der projektbegleitenden Social-Media-Kampagne eine Gamerinnen-Community aufgebaut, die Sequenzen testet und sich an Designentscheidungen und Entwicklungsschritten beteiligt. Ihr Feedback und ihre Vorschläge sind unmittelbar in das Spiel eingeflossen. Das rege Interesse der Mädchen an der Spielgestaltung hing mit der Möglichkeit zusammen, kreativen Input geben zu können, der ernst genommen wurde. Um diesen positiven Effekt zu verstärken, wurde auf einem projektbegleitenden Blog regelmäßig darüber informiert, welche Vorschläge wie umgesetzt wurden. Darüber hinaus begleiteten Schülerinnen von zwei Promotorenschulen das Serena-Team bei der Spielentwicklung. Im Sommer 2015 haben an den Schulen Workshops stattgefunden, die erste

Erkenntnisse über Interessen, Vorlieben, Wissen und Kompetenzen der Zielgruppe lieferten. So wurde auch hier festgestellt, dass technische Berufe mit einem überwiegend negativen Image belegt sind und für den allergrößten Teil der teilnehmenden Mädchen nicht in Betracht kommen.

Story

Die Spielfigur, in deren Rolle die Spielerin bzw. der Spieler schlüpft, ist ein ganz „normales“ Mädchen ohne außergewöhnliche Fähigkeiten, das mit seinen Freundinnen in der Spielwelt interagiert. Vor Spielbeginn kann eine von vier Avatariinnen ausgewählt werden und diese im Anschluss durch die Auswahl von Kleidung weiter individuell gestaltet werden. Aufgaben und Rätsel löst die Avatarin im Team bzw. mit Unterstützung ihrer Freundinnen im Handy-Chat. So können Hilfestellungen im Spiel platziert werden (u. a. auf dem Handydisplay der Avatarin), ohne den Spielfluss durch eingeblendete Hinweise zu unterbrechen. Auf diese Weise bietet das Spiel vielfältige Einblicke in die Arbeitswelt und betriebliche Praxis der Erneuerbaren Energien. Aufbauend auf dem Motivationsmodell von Eccles & Wigfield (1994, 2002), welches deutlich macht, dass für die Berufswahl unter anderem das eigene Fähigkeitsselbstkonzept sowie geschlechtsspezifische Erwartungen eine Rolle spielen, werden diese Aspekte explizit adressiert. Zur Förderung des Fähigkeitsselbstkonzepts im Bereich Technik wurde beispielsweise eine Feedbackstrategie implementiert, die durch Hilfestellungen und Rückmeldung die Spielerin befähigt, die Aufgaben (Quests) innerhalb des Spiels selbstständig zu lösen und dadurch Erfolgserlebnisse zu haben (interaktives tutorielles Feedback, Narciss 2013). Darüber hinaus wurden durch die wissenschaftliche Begleitung und Evaluation Erkenntnisse über den Einsatz und Nutzen von Serious Games in der Berufsorientierung generiert.

Didaktisches Begleitmaterial

Durch die curriculare Einbindung des Serious Games wird sichergestellt, dass Ergebnisse und im Spiel gesammelte Erfahrungen auch in die vertiefende Berufswahlorientierung der Schülerinnen und Schüler einfließen. Ergänzend zum Spiel wurden daher im Projektverlauf pädagogische Begleitmaterialien für Schulen und berufsberatende Einrichtungen entwickelt. Um Anknüpfungspunkte für den Einsatz des Spiels im Unterricht zu bieten, wurden die 16 Rahmenlehrpläne der Bundesländer in den Fächern Arbeitslehre (bzw. Arbeit-Wirtschaft-Technik oder Wirtschaft-Arbeit-Technik)¹, Physik, Chemie, Biologie und Naturwissenschaften gesichtet und die entwickelten Spielinhalte auf die Lernziele in den Lehrplänen abgestimmt. Aufbauend darauf wurden eine Unterrichtseinheit zur Berufsorientierung im Sektor Erneuerbare Energien sowie Unterrichtsmodule für einzelne Fächer zu ausgewählten Inhalten aus dem Spiel erstellt. So kann das Spiel nicht nur für die Berufsorientierung genutzt werden, sondern beispielsweise auch zur Erarbeitung physikalischer Prinzipien (Naturwissenschaften). Darüber hinaus wurden Informationsmaterial und weiterführende Links zu interessanten und informativen Webportalen für die Zielgruppe zusammengestellt. Das Spiel inklusive aller Begleitmaterialien steht seit dem 28. Juni 2017 kostenlos zum Download zur Verfügung.

¹ Es bestehen Benennungsvarianten in den einzelnen Bundesländern.

Verbundpartner

Beteiligte im Verbundprojekt sind der Wissenschaftsladen Bonn e. V. (Verbundleitung), die Technische Universität Dresden mit den Fachbereichen Psychologie des Lehrens und Lernens sowie Metall- und Maschinentechnik/Berufliche Didaktik (wissenschaftliche Begleitung) und das Game Studio the Good Evil (Spielentwicklung). Gefördert wird das Projekt vom Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen der Förderrichtlinie „Förderung von Digitalen Medien in der beruflichen Bildung“ von Januar 2015 bis Juni 2017.

Website des Projekts

www.serenasupergreen.de

Literatur

- Eccles, Jaquelynne S. (1994): Understanding Women's Educational And Occupational Choices. Applying the Eccles et al. Model of Achievement-Related Choices. In: *Psychology of Women Quarterly* 18 (4), S. 585–609.
- Eccles, Jaquelynne S.; Wigfield, Allan (2002): Motivational Beliefs, Values and Goals. In: *Annual Review Psychology* 53, S. 109–132.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2016): Auszubildende in geschlechtsuntypischen Berufen. In: Hannelore Faulstich-Wieland (Hg.): *Berufsorientierung und Geschlecht*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa (Veröffentlichungen der Max-Traeger-Stiftung, 50), S. 85–114.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2014): JIM 2014. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Stuttgart.
- Narciss, Susanne (2013). Designing and Evaluating Tutoring Feedback Strategies for digital learning environments on the basis of the Interactive Tutoring Feedback Model. In: *Digital Education Review* 23, 7–26.
- Pfenning, Uwe; Renn, Ortwin; Hiller, Sylvia (2011): Frauen für Technik – Technik für Frauen. Zur Attraktivität von Technik und technischen Berufen bei Mädchen und Frauen. In: Wenka Wentzel, Sabine Mellies und Schwarze Barbara (Hg.): *Generation Girls' Day*. Opladen, Berlin: Verlag Budrich, UniPress, S. 123–158.
- Scharp, Michael (2013): e-fit. Sich lebenslang qualifizieren im Zukunftsfeld Erneuerbare Energien. FKZ 0327540 Endbericht zum Vorhaben e-fit. Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung. Berlin.
- Seron, Carroll; Silbey, Susan S.; Cech, Erin; Rubineau, Brian; Seron, C.; Silbey, S. S. et al. (2016): Persistence Is Cultural: Professional Socialization and the Reproduction of Sex Segregation. In: *Work and Occupation* 43 (2), S. 178–214.
- Spangenberg, Pia (2016): Zum Einfluss des Nachhaltigkeitsbezugs von Technik auf die Wahl technischer Berufe durch Frauen. Eusl-Verlag. Detmold.